

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten

[urn:nbn:de:bsz:31-339490](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339490)

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten.

Der Frisehannes.

(Mit einem Bilde.)

Es sind nun mehr als 30 Jahre verflossen, als eines Tages ein alter, menschenföher Mann in das Dorf Weiler kam, und um die Erlaubnis bat seine Wohnstätte in dem verfallenen Stalle aufschlagen zu dürfen, der etwa 200 Meter vom letzten Häuschen, dem Walde zu, gelegen war. Damals war die Polizei noch nicht so streng, wie heute; man vermutete noch nicht hinter jedem Armen oder Bettler einen jener großmäuligen Helden, die den Staat und die Gesellschaft umstürzen und nach ihrem eigenen Kopfe wieder aufbauen wollen, und so ließ man den Alten ruhig sein Quartier in dem lustigen Raume aufschlagen. Er gab an, Frisehannes zu heißen und aus dem Oberlande zu stammen. Für die Vuben des Dorfes war das aber ein Ereignis. Sie zogen an den Waldrand und betrachteten alltätlich den Alten, wie er die Mauern des Stalles wieder befestigte und die Risse und Löcher mit Erde und Moos verstopfte. Einige wagten sich sogar, wenn er im Walde sich Moos sammelte, bis an den Eingang der Hütte, und bewunderten den vom Frisehannes errichteten Herd und das weiche Lager von Streu. Auch die Mädchen wagten sich nach und nach heran, blieben aber stets in der Ferne stehen, und eilten immer mit Gekreis davon, sobald das finstere Gesicht des Alten unter der Thüre erschien. Die Männer aber des Dorfes ließen ihn ruhig gehen, deuteten zuweilen an die Stirn und sagten: „Bei dem ist es da oben nicht richtig!“

Der Frisehannes fiel niemanden zur Last, und so war er auch keinem im Wege. Nach und nach kam er in das Dorf, brachte Birkenreisfer mit, die er zu Ruten gebunden hatte, und den Lehrer versorgte er stets mit glatten Haselsteden, was ihm manches Stückchen Brot und manchen Teller Suppe eintrug. Einmal wöchentlich zog er der nahen Stadt zu, brachte Besen, Kienholz, oder Beeren auf den Markt, was ihm wieder so manchen Pfennig abwarf, womit er sein armseliges Leben fristen konnte.

Kein Freund, keine Heimat, kein teilnehmendes Herz! Nur im Busen trug er einen nagenden Schmerz mit sich herum, dessen Zähne jeden Tag tiefere Furchen in das magere Gesicht ihm gruben. Und doch war dieser Frisehannes auch

einmal glücklich gewesen, doch allzu große Güte und der damit verbundene Leichtsin ließen ihn Haus und Hof, Frau und Kind verlieren.

In dem großen Dorfe Aheim lebte einst ein junger, hübscher Bauernbursche. Seine Eltern waren ihm frühzeitig gestorben, und hatten ihm das Gut in einem Alter hinterlassen, in welchem die liebende Hand der Mutter, der erfahrene Blick des Vaters ihm noch sehr vonnöten waren. Ein großes Haus mit Scheune und Stallungen, 6 Kühe und zwei Zugochsen, das mehrere Morgen vom besten Ackerlande, das war das schuldenfreie Erbe seiner Eltern gewesen.

Eines Tages nun war der Maurer gekommen, hatte dem Wohnhaus ein neues blaßgrünes Kleid angezogen, und die eichenen Kreuz- und Querbalken mit schöner brauner Farbe angestrichen. Dann wurde noch der Stall und die Scheune übertüncht, der Hof frisch aufgefahren und eingeebnet, und eine tiefe Dünggrube mit Jauchpumpe hergerichtet, kurz alles auf das sauberste und das beste geordnet. Die alte Base Käthel brachte zwei goldgelbe Leckojensföcke, einen großen braunblühenden, herrlich duftenden Grasblumenstoc und ein schönes Myrtenstöcklein; sie stellte die Blumen auf das breite Brett vor dem Fenster und ließ das ganze Haus von oben bis unten frisch scheuern.

Si, wie freundlich sah nun das Ganze aus! Manches Mädchen warf neidische Blicke auf all die Pracht, und wünschte, der Frisehannes hätte sie gefreit, anstatt des Delmüllers Bäwele. Diese Freierei aber hatte nur der alte Flichschneider des Dorfes gemacht: der hatte zum Frisehannes gesagt: „du nimmst das Bäwele!“ — und zum Mädcl sagte er: „der Frisehannes will keine andere, als dich.“ Und wenn die zwei dann bei der Base Käthel in der Spinnstube zusammen kamen, so blickte das Bäwele gar verlegen und verschämt auf den Frisehannes, und dieser fand in seinem Innern, daß der Schneider ihm gar keinen übeln Rath gegeben habe.

Die Hochzeit wurde auch gar bald gehalten, und zwischen den Leckojen, den Grasblumen und der Myrthe wurde von jetzt an eine neue Blume gesehen, das rosige Gesichtchen Bäwele's, der jungen Bäuerin.

Wie glücklich mußte sie sein; wie strahlend blickten ihre schwarzen Augen über die Dorf-

straße und bligten freudig jeden an! Sie schien überhaupt nicht altern zu wollen, denn nach vier-jähriger Ehe war sie noch so frisch und heiter wie am ersten Tage. Ihr fehlte ja nichts, sie hatte einen braven Mann, an ihrer Seite spielte ein liebes Mädchen von drei Jahren, Stall und Scheune waren gefüllt, und im großen Schrank lag wohlverwahrt so manches blinkende Goldstück. Warum auch sollte sie da ihrem Fritzhannes nicht auch das kleine Vergnügen gönnen, von Zeit zu Zeit sich bei einem Spielchen zu erholen! Das war doch nichts Böses! . . . Und wenn er des Aubeuds mit Peters Jörg und mit Blasebauers Michel trumpsie, daß der Tisch krachte, so konnte das Bäwele herzlich darüber lachen.

Die beiden Kameraden unseres Fritzhannes hatten schon ein gutes Stück von der Welt gesehen. Für einen Bauern taugt das halt nicht viel, denn je weniger der von seinem Dorfe fort-kommt, um so besser ist es für ihn und seinen Hof. So lange nun das bare Geld ihrer Eltern vorhielt, hatten sich die zwei in den großen Städten umhergetrieben, und als das Geld nicht mehr fließen wollte, haben sie sich auf ihre verschuldeten Güter gesetzt, und fingen an Umschau zu halten unter den reichen Bauernmädchen des Ortes und der Umgebung. In den Zeiten aber, wo sich dies ereignete, waren die Mädchen auf dem Lande noch nicht so vernarrt auf das, was den Stempel der Stadt an sich trug; das Leben auf dem Dorfe war ihnen lieber, als das Madamespielen. Wenn sie lesen, schreiben, und ihren Katechismus konnten, so hielten sie sich für gelehrter, als wenn der reiche Kornbauers Augustine Französisch und Englisch den verblüfften Mägden vorliest, oder auf dem Klavier stundenlang herumschlägt. Ja, so ein reiches Bauernhaus ist heute viel feiner und gemüthlicher als früher!

Nun also der Jörg und der Michel hielten Umschau; aber den wohlhabenden Mädchen war ein braver Bauernbursche lieber als die weit- und vielgerüsteten Vuben; und so holten sich die zwei einen Korb um den andern. Bald fehlte es ihnen an barem Gelde, und sie hielten wieder Umschau nach einer reicheren Quelle, die sie auch in der Tasche und in der Spielwuth des Fritzhannes fanden.

Der Fritzhannes war ja in der That ein guter und schlüssiger Mann, aber etwas leichtlebig unbelümmert um die Zukunft und ein eingelebter Spieler. Wohl hatte der alte Pfarrer ihn stets gewarnt, anfangs mit guten, ja neckenden Worten, später einbringlicher und

ernster. Der Fritzhannes aber hatte nur immer gelacht: „Die paar Bazen, die dabei verloren gehen, machen mich nicht arm!“ sagte er gewöhnlich. Darauf hatte der Seelsorger die Bäuerin auf das Treiben ihres Mannes aufmerksam gemacht, doch diese lachte ihn ebenfalls aus, und erzählte ihrem Manne ihre Unterredung mit dem Pfarrer. Der Fritzhannes aber brauste gewaltig auf: „Was,“ rief er, „der Duckmäuser hat mich bei dir verkleinern wollen! Siehst du, Bäwele, der will uns nur uneinig machen, das sagt auch der Jörg und der Michel. Die sind doch in der Welt gewesen, die wissen wie man leben soll, und daß man nicht alles glauben soll, was die einem vorsagen! Na, warte nur, der kann jetzt lange warten, bis ich ihm wieder in die Kirche gehe!“

Das Bäwele lachte über die Entrüstung ihres Mannes, und das „nicht mehr in die Kirche gehen“ schreckte sie gar nicht. Ihr war es auch manchmal des Sonntags nur eine Plage gewesen, eine Stunde lang in der Kirche zu sitzen. Ihr Glück hatte sie übermütig gemacht, und sie dachte, weder Kirche, noch Pfarrer, noch Herrgott mehr zu brauchen, und sie machte es wie ihr Fritzhannes . . . sie grollte dem Pfarrer, der es doch so gut mit ihr gemeint hatte, und ließ die anderen in die Kirche gehen. Der Fritzhannes aber ging des Sonntags während des Gottesdienstes, dem Pfarrer zum Trost, in das „Fässel“, zum Schmieront, wo er den Jörg, den Michel und den Flickschneider traf. Da wurde dann gezwickt, und gehörig gezwickt ging der Fritzhannes jedes Mal nach Hause. Doch was machten die paar Bazen dem Fritzhannes aus! Da eines Sonntags war die Herrlichkeit im „Fässel“ aus. Als die Spielgesellschaft des Morgens erschien, erklärte ihnen der Schmieront, daß er strenge Befehle erhalten habe, und daß er des Sonntags frühe keine Gäste mehr bewirten dürfe.

Mit einem lauten Fluch schlug der Fritzhannes auf den Tisch, verwünschte Bürgermeister, Gensdarm und Pfarrer, letzteren besonders, dem er die Schuld an diesem Befehle zuschrieb. Nun aber, was sollte er anfangen! Es blieb ihm nichts übrig als . . . in die Kirche zu gehen? meinst du wohl, lieber Leser? . . . Ei ja, da hätte der Pfarrer gewonnenes Spiel gehabt, . . . nein, er schlenderte mißmüthig der nahen Stadt zu und kehrte im „Tiger“ ein.

In der Stadt war das Zwicken während des Gottesdienstes noch nicht verboten, und Fritzhannes fand auch dort einige gute Brüder, den Schuster Knippel, den Wagner Fodel und den



„Dieser lachte vergnügt, als er auf dem Tische seine Leichspeise, Leberknöpfel mit Sauerkraut, dampfen sah.“

Winkeladvokaten Hauzu. Diese waren überglücklich den Herrn Fritzhannes bewillkommen zu dürfen, und mit Freude gingen sie auf seinen Vorschlag ein, ein Spielchen zu machen, um die Zeit totzuschlagen. Sie zwickten mit ihm und lachten und scherzten dabei; sie zwickten so lange, bis er nicht einmal mehr Geld genug hatte um ein Käsebrot kaufen zu können. Hungrig lehrte er in sein Dorf zurück. Unterwegs aber überdachte er noch einmal ganz genau das Spiel und fuchtelte dabei mit den Händen in der Luft herum. Endlich kam er zu dem Schlusse, daß die Städter doch besser spielen, als die auf dem Dorfe. „Die haben halt ihre Kniffe!“ sprach er laut vor sich hin; „aber wartet nur, der Fritzhannes ist kein Esel, der wird euch eure Kniff' bald abgelernt haben!“ Von da ab wanderte er jeden Sonntag in die Stadt, wo er stets ein gerngesehener Gast war. Er war ein reicher Bauer, und solchen fehlt es in der Stadt nie an Freunden; ihn aber bewunderte man noch, und man konnte ihn nicht genug dafür loben, daß er die Zippelmütze der Frömmigkeit abgezogen, und seinem vorwitzigen Pfarrer einen Meister gezeigt habe. Auf solches Lob aber bildete sich unser Fritzhannes nicht wenig ein, und mit jedem Sonntag wurde er stolzer, und schließlich grüßte er den alten Seelsorger nicht mehr.

„Aber, Hannes, wo kommst Du denn heute so spät her? Es ist ja längst Mittag vorbei!“ Mit diesen Worten empfing eines Sonntags das Bäwele ihren Mann. Dieser lachte vergnügt, als er auf dem Tische seine Leibspeise, Leberknöpfle mit Sauerkraut, dampfen sah; er streichelte seiner Frau etwas verb die Wangen und sagte: „Ach, Bäwele, es ist halt zu gemüthlich in der Stadt! Mein, wenn ich nur von fern das Dorf sehe, so geht schon die Langweile an!“ — „So,“ versetzte etwas gekehrt die Bäuerin. „Du findest es hier langweilig? ja, was soll denn ich da sagen! Du gehst ins Wirtshaus, machst Dein Spielchen, ich aber sitze hier allein und habe niemanden zu meiner Unterhaltung als die Mägdel!“ Der Fritzhannes laute vergnügt an seinen Knöpfeln, zwickte schelmisch mit dem rechten Auge, wischte sich mit der Hand den Mund ab, und sagte: „Höre, Bäwele, wie wäre es, wenn Du einmal mit zur Stadt gingest? Da ist beim Tigermwirt immer eine feine, lustige Gesellschaft; da ist ein Herr, der spielt Guitarre, und es wird gesungen, daß es eine Freude ist; und beim Ankerwirt erst, das solltest Du hören! Da ist jeden Sonntag eine Bassgeige, eine kleine Geige und eine Flöte, da geht es noch lustiger zu, als im Tiger. Und dann, wenn ich komme,

das mußt Du sehen, wie ich da geestimiert werde: Herr Fritzhannes, Gesundheit! ... Fritzhannes, Prost! Herr Fritzhannes hinten, und Herr Fritzhannes vorne! „Dort ist man doch wenigstens ein Mensch unter den Menschen!“

Bäwele schaute stolz auf ihren Mann, und man sah es ihr an, die Worte des Bauers thaten ihr wohl. Auch ließ sie sich nicht allzu lange auffordern oder bitten, und sie versprach mit ihrem Hannes am nächsten Sonntage in die Stadt zu gehen, um einmal selbst zu sehen, wie er dort geestimiert wird, und um das Guitarrenspiel im Tiger zu hören.

Nun aber ging dem Bauer schon lange ein Plan im Kopse herum, der nun, seiner Ansicht nach, zur Reife gekommen war. Wie, er, der reiche Mann, sollte mit seiner Frau zu Fuß in die Stadt wandern? Wozu stehen die zwei Ochsen im Stalle? Einer thut die Arbeit auch, keiner thäte sie auch! ... Wenn man sich dafür ein Pferd anschaffe! Kann das nicht ebenso gut den Pflug ziehen, als die Ochsen; und dann hat man nicht auch noch Kühe, die mithelfen können! ... Dann die schöne Gelegenheit ... da steht noch das ganze Fuhrwerk des Notars zum Verkaufe! ...

Am Donnerstag war der Fritzhannes in der Stadt. Um Mittag fuhr er mit einem Rappen und einer leichten Chaise nach Hause. Ei, wie gafften da die Bauern! Neben ihm saß der Metzger, der mit dem Hannes halb handelsseinig war und die zwei Ochsen mitnahm. Das Geld für das Ochsengepann bezahlte die Chaise und das Pferd, und es blieben sogar noch 200 Mark bar übrig. Das Bäwele freute sich erst recht, denn auch ihr geheimer Wunsch war nun endlich erfüllt. „Siehst Du, Bäwele,“ sagte ihr Mann zu ihr, „das nenne ich rechnen: das Pferd kostet an Futter die Hälfte von dem, was die Ochsen brauchen, es kann den Pflug ziehen, wir können, wie es sich für uns paßt, in die Stadt fahren, und hier sind noch 200 Mark Uberschuß.“

Die Bäuerin war stolz auf die Rechenkunst ihres Mannes: die neidischen Bauern aber, im Dorfe, die sagten zu einander: „Mit dem Fritzhannes geht es abwärts!“

Am folgenden Sonntage fuhr der Hannes mit seiner Frau in die Stadt. Spöttlich blickte Bäwele auf die Bauern, welche an die Fenster liefen, um das Fuhrwerk zu sehen, doch in der Stadt, da hellten sich ihre Züge auf. Ei, das Grüßen, das Bewundern! ja, das Bäwele war von Herzen glücklich, und nickte lachend jedem zu. Im Tiger wurde Guitarre gespielt und gesungen: das Bäwele sang auch mit, und der Fritzhannes

sang und schlug mit der Faust auf dem Tische den Takt dazu, daß alles sich freute, und die Bäuerin ganz gerührt wurde vor lauter Glück und Freude. Dann bezahlte ter Fritzhannes noch den vin-chaud, die Gläser klangen, wie silbernes Glockengeläute, und die Frau Hannes mußte hoch leben, und nochmals hoch! Sie lächelte verschämt, und trank, und trank den süßen, berausenden Wein. Als es nun heimwärts ging, da empfanden sie, wie gut es sei, ein Fuhrwerk zu haben, denn sonst wären sie wohl heute nicht fortgekommen, so müde und schwach waren ihnen die Beine geworden.

Dieser Tag war unserer Bäuerin unvergeßlich geblieben. Es zog nun jeden Sonntag das Ehepaar in die Stadt. Zu Hause blieb ihr Töchterlein, die kleine Annemarie der Obhut der Mägde, das Vieh aber der Gewissenhaftigkeit eines leichtsinnigen Knechtes anvertraut. Als das Pferd zum Pflanzziehen zu schwach war, und die Kühe mit an die Arbeit mußten, so sprachen die Bauern wieder: „Der Fritzhannes kommt auf den Hund!“ Die Kühe ließen in der Milch nach, und der Viehstand des Hannes ging rückwärts, dafür aber wurde jetzt der Jude Jzig ein täglicher Gast auf dem Hofe. Doch die Bäuerin dachte an nichts als an die Stadt, und der Hannes überlegte noch immer die Kniffe der Städter beim Kartenspiel, während Jzig seinen Faden um sie spann, und ihn immer stärker zu einem Strick drehte.

Auf einmal konnte die Bäuerin nicht mehr mit in die Stadt fahren. Sie holte mismutig und ärgerlich wieder die kleinen Hembchen hervor, ließ die Wiege wieder in Stand setzen, und als das Bettlein fertig war, da mußte der Bauer in großer Eile zur Stadt fahren und den Arzt holen. Dieser schüttelte bedenklich mit dem Kopfe, sprach etwas von zu viel geistigen Getränken und Aufregungen, that aber sein Mögliches. Doch er konnte nicht verbinden, daß am andern Tage der Tod in die Stube trat, und die Bäuerin mit dem kleinen Eöhnchen fort nahm, und den Fritzhannes mit seinem Schmerze und seinem zehnjährigen Töchterlein allein ließ.

Nun kam eine traurige Zeit. Der Bauer ging tiefsinnig umher, vergaß Stadt und Spiel, und schien wirklich ein anderes Leben beginnen zu wollen. Doch Peters Jörg, des Blasbauers Michel und der schlaue Jzig, der sich schon als Teilhaber am Hofe fühlte, suchten den armen Bauer zu trösten und ihn wieder, wie sie sagten, zu einem ordentlichen, vergnügten Menschen zu machen. Um seinen Schmerz und die Gewissensbisse zu betäuben, fing der Hannes wieder an zu

spielen, und ersäufte alles im Weine, während Jzig täglich mehr seine Kühe melkte. Den Rappen und die Chaise hatte er dem Hannes schon weggefahren, auch manches Kleinklein abgehandelt. Das Haus war mit Hypotheken belastet, und wo einst die stattlichen Kühe und das Ochsengepann standen, da hatte der Jzig zwei magere Kühleim hinzustellen. Um aber dem großen Stalle mehr Leben zu geben, fing der Knecht eine Kaninchenzucht darin an, und verkaufte die Tiere in die Stadt, den Erlös davon aber trug er ins Wirtshaus.

Des Bauers Tochter, Annemarie, war ein sauberes Mädchen geworden. Sie hatte ihr 17tes Jahr erreicht, doch hielt die Seele nicht gleichen Schritt zur Vervollkommnung wie der Körper. Von den Eltern hatte sie nur Beispiele des Leichtsinnes vor Augen; an die Arbeit war sie nie gewöhnt worden, sie wuchs wild unter den Mägden und den Knechten auf, und hörte, was ein Mädchen nie hören soll. Der Fritzhannes war in Folge seines leichtsinnigen Lebens früh gealtert; er war mürrisch, polterte und fluchte im Hause umher, ließ seinen Groll über sich selbst an seiner Tochter aus; es kam von Worten zur That, und nun gab es täglich Schläge und Vorwürfe. Annemarie hatte nie gekannt, was kindliche Liebe sei. Dieses edle Gefühl war vollkommen in ihr erstickt worden; um so glühender aber loberte in ihrem Innern das Feuer der sinnlichen Liebe, und eines Tages war sie mit einem schwarzäugigen Schirmhändler verschwunden, der sich schon seit Wochen im Dorfe und der Umgebung umhergetrieben hatte.

Der Wohlstand des Fritzhannes war dahin, und fort blieben nun auch die beiden Gesellen, der Jörg und der Michel; nur der Jzig kam jetzt häufiger denn je. So konnte der Bauer auch nicht mehr zwicken, dafür aber ging das Zwicken bei andern los. Jetzt zwickte der Notar, und das Gericht zwickte, und der Jzig mischte immer von neuem die Karten, bis endlich noch der Gerichtsvollzieher zu zwicken anfang und den letzten Trumpf ausspielte. Der Fritzhannes hatte alles verloren, und der Jzig steckte seinen Kopf böhnisch lachend zwischen den dürren Blumenstöcken am Fenster hindurch, als der Hannes mit seinem zerrütteten Körper, den grauen Haaren und dem brennenden Schmerze im Busen den Hof verließ, arm und verlassen.

Er verschwand aus dem Dorfe; niemand konnte sagen wohin er gegangen, niemand bekümmerte sich darum. Scham, Reue, Verzweiflung trieben ihn aus seinem Hause, in dem er ein angesehener Familienvater hätte sein

können; aus seinem Heimatdorfe, in dem er ein tüchtiger Bürger hätte bleiben können; fort, hinaus, um ungekannt und vergessen sein Leben in der elenden Hütte am Walde zu verbringen, um durch Entbehrung und Selbstverleugnung das verlorene Leben zu sühnen.

Jeden Sonntag kniete er noch Jahre lang auf dem kalten Boden der Kirche, hinten, ganz hinten an der Thür. Dort kniete er bis der Gottesdienst zu Ende war, und süßte so, was er an Gott und seinem Sonntage gesündigt hatte; dort kniete er auch, als eines Sonntags der Tod zu ihm hintrat und ihn von seinen Leiden erlöste.

Armer Frisehannes!

J. W.

Mit vereinten Kräften.

In einer Modewaarenhandlung erschien vor einiger Zeit ein Dienstmädchen und wünschte einen Shawl oder großes Umhängtuch zu kaufen. Der Verkäufer sah sich seine Kundin an, und legte ihr dann eine Reihe von solchen Shawls vor, wie sie ihrem Stande und auch ihrem Geldbeutel angemessen schienen. Das Mädchen befühlte sie, sah sie flüchtig durch, und bemerkte, daß diese ihr nicht gut genug wären. Es wurde ihr nun sogleich eine Gattung vorgelegt, die besser und teurer war, doch auch diese behagten ihr nicht. Es zeigte ihr nun der Verkäufer der Reihe nach Tücher bis zu 200 Mark eines, aber auch diese waren ihr noch nicht gut genug. Durch dieses Benehmen erregte das Dienstmädchen den Verdacht des Verkäufers, um so mehr als in letzter Zeit vielfach in den Kaufläden Schwindler und Schwindlerinnen ihr Wesen oder vielmehr ihr Unwesen trieben. Er forderte daher die Kundin auf, am andern Tage wiederzukommen, da bis dahin das allerneueste in Shawls ein-treffen würde. Obgleich man im Laden nun annahm, das Mädchen würde nicht wieder kommen, hielt man doch für alle Fälle einen Polizisten in Bereitschaft. Wiber alles Erwarten stellte sich das Mädchen wirklich wieder ein und verlangte die neuan gekommenen Shawls zu sehen. Es wurden ihr nun welche gezeigt im Preise von 200 bis 400 Mark. Zu aller Erstaunen wählte sie unter denen zu 400 Mark einen aus und sagte, dieser gefalle ihr. Das ganze Ladenpersonal hatte sich versammelt und betrachtete staunend das Dienstmädchen, das nun bat, ihr den Shawl einzuwickeln und 400 Mark baar auf den Ladentisch zählte. Ruhig nahm sie den Shawl und entfrante sich, indes der Polizist ihr unbe-merkt folgte. Man erfuhr nun, bei welcher

Herrschaft sie diene, und man konnte dieser den Vorfall mitteilen. Sofort wurde die Shawl-Käuferin ins Verhör genommen. Sie gestand zu, den Shawl gekauft und baar bezahlt zu haben, wollte aber auf die Frage, wie sie zu dem vielen Geld gekommen sei, die Antwort schuldig bleiben. Dies machte sie noch verdächtiger, und man drang ernstlicher in sie, die Wahrheit zu sagen. Endlich, als man mit der Polizei drohte, rückte sie mit der Sprache heraus. „Ach,“ sprach sie weinend, „wir sind unserer sechs Dienstmädchen und haben miteinander einen Bund geschlossen. Schon lange haben wir uns nach einem solchen Shawl gesehnt, und wir haben deswegen jebe Mark, die wir verdienen konnten, aufgehoben, bis die Summe erreicht war. Der Shawl gehört uns nun gemeinschaftlich, und es soll ihn immer diesejenige umhängen, die am Sonntag Ausgehtag hat!“

Daraus erstehst du, lieber Leser, was vereinte Kräfte vermögen, und warum heute die Mädchen nicht mehr von der Madame zu unterschreiben sind! Hochmut und Feinleben bei den Großen, Hochmut und Nachäffen bei den Kleinen, und da klagt man noch über schlechte Zeiten!!

J. W.

Der Kirchweihstag.

(Mit Bild.)

Wenn die Feldfrüchte alle wohlgeborgen unter Dach und in Keller sind, wenn die Äcker zur neuen Saat bestellt sind, feiert die Christenheit gewöhnlich den Kirchweihstag, dankt Gott für den reichen Segen, und die Menschen überlassen sich dann der ungezwungensten Fröhlichkeit. Das haben unsere Altvordern schon so gemacht, und unsere Kinder lernen den Brauch wieder von uns. Wer wollte auch etwas gegen diese Fröhlichkeit einwenden, die der Hinfende in erster Linie all denen gönnt, die das ganze Jahr über im Schweiße ihres Angesichtes harte Arbeiten verrichten und saure Wochen erleben! Und dennoch muß er oft den Kopf schütteln, wenn er einen Vergleich zieht zwischen den Kirchweihen von früher und den heutigen, und wenn Du, lieber Leser, einen Blick auf das Bildchen wirfst, so steht darauf schon eine ganze große Geschichte geschrieben, die ich Dir gar nicht in Worten auszudrücken brauche. Wie behaglich sitzt der dicke, gemüthliche Wirt vor dem Haufen Geld, den er überzählt hat, um die einzelnen Geldsorten hübsch von einander zu scheiden. Sein schlauer Blick scheint uns zu sagen, was er denkt: da habe ich einmal wieder



„Wie behaglich sitzt der dicke, gemüthliche Wirt vor dem Haufen Geld, den er überzählt hat“

einen guten Schnitt gemacht. Küche und Keller sind leer, das Gute wie das Schlechte ist fort, der ächte und der gemachte Wein sind getrunken, nur auf dem Tisch liegen Banknoten und klirren Silberhäuflein. Ja, darin läßt es sich gut wählen mit beiden Händen. Doch anders sieht es gewöhnlich nach dem Kirchweihstage bei den Gästen aus. Der Geldbeutel leer bis auf den Grund; im Magen drückt's, und im Kopf, da hämmert es, als wenn all die Wein- und Bierfluten da drinnen so einen Schmiedehammer in Bewegung setzten. Und dazu kommt noch ein anderes Hämmern, das Gewissen, der moralische Katzenjammer, der ihnen sagt, daß sie sich nicht wie Menschen benommen, sondern daß mancher tierischer geworden als das Tier. Da hat der arme Knecht Peter Wochen und Monate lang gespart und seine Pfennige im schmutzigen Beutel im Strohsack versteckt, um sie dann am Kirchweihstag bis auf den letzten Heller zu verputzen, um vier, fünf Mal den Magen mit seinem sauer erworbenen Gelbe vollzupumpen, und ebenso oft draußen vor der Thür wieder zu leeren! Dort hat des reichen Progenbauers Sohn das Geld mit vollen Händen hinausgeworfen, nur um sich zu rühmen, der am andern Tag mit rohen Worten die Armut aus seinem Hofe werfen läßt und dem Armen kein Stückchen Brot gönnt. Lieber Leser, das ist kein Vergnügen, das ist keine harmlose Freude, wenn fast an jedem Kirchweihstag die Buben die Messer gut schleifen, und ohne dieselben nicht ausgehen; wenn der Kirchweihstag dazu benützt wird um wichtigen Streit, blinde Eifersucht im Blute anzutragen. Natürlich, die Reue kommt nach, der Beutel ist leer, der eine liegt totwund in seiner Kammer, der andere sitzt verzweifelt hinter Schloß und Riegel, und nur der dicke Wirt sitzt vergnügt zu Hause, und schimpft noch wacker über die lieberlichen Lumpen, die ihm die Gläser zerbrochen, die Fenster eingeschlagen und die Stube und den Hof verunreinigt haben. Und wie ganz anders kann die Kirchweih gefeiert werden, bei Wein und Bier und fröhlichem Tanze, so ganz anders, daß sie nur süße Erinnerung und freudiges Wohlsein hinterläßt! Warum muß denn getrunken werden über die Maasse? Warum muß denn die ausgelassene Freude soweit getrieben werden, daß das Leid kommt? Warum muß denn so lange aus dem Krüge getrunken werden, bis auch noch das Gift eingesogen wird, das dann tödtet! Möge das Bild von unserm lachenden Wirte jedem Jüngling am Kirchweihstage vor Augen gehalten werden, möge

es in eines jeden jungen Mannes Kammer aufgehängt werden, vielleicht würde dies mehr ermahnen, als alle Worte thun können. Ja, freut euch eures Kirchweihtages, seid lustig und vergnügt, aber in Ehren; und um dies zu erreichen, veredelt euer Herz und seid würdig ein jeder als Mensch unter den Menschen zu wohnen!
J. W.

Eine Wette.

(mit Bild).

Der Louis-Philipppe, nicht der ehemalige Bürgerkönig, sondern der Sonnenwirt von, nennen wir das Dorf „Dingsda“, hatte viel Ähnlichkeit mit seinem königlichen Namensvetter. Wie dieser herrschte der Sonnenwirt gemächlich von seinem erhabenen Throne hinter der Einschenk, und lenkte und leitete das ganze Hauswesen ohne Ministerium und Soldaten, denn seine Frau, die Elisabeth, fügte sich in seinen Willen und beugte sich gern vor dem überlegenen Geiste ihres Eheherrn. Louis-Philipppe war aber auch ein schlauer Wirt, und niemand konnte sagen, daß er ihn je über den Köffel balbiert hätte. Darauf war nun unser Sonnenwirt nicht wenig stolz und suchte seinen Ruf als Schiauhans auch bei den fremden Gästen, die zuweilen bei ihm einkehrten, bei den Handlungsreisenden, die er stets höflich mit „Kummi wuiascherle“ betitelt, und sonstigen Touristen aufrecht zu erhalten. Nun kommt es aber oft vor, daß gerade solche Schlaunköpfe, welche glauben das Gras wachsen zu hören, oder mit bloßem Auge die Rücken auf der Spitze des Straßburger Münsters tanzen zu sehen, in erster Linie 'reinsfallen, wenn man es nur versteht, ihre schwache Seite gehörig zu fiheln.

Der Ruf des Sonnenwirtes war auch zu den Ohren zweier seiner Herren in der Stadt gekommen, denen schon seit einiger Zeit das Pflaster heiß unter den Füßen brannte, und welchen daher eine kleine Luftveränderung zu ihrem Gannergewerbe sehr erwünscht war. An einem schönen Sommerabend kamen sie richtig in dem Dorfe Dingsda an und kehrten beim Sonnenwirte ein. Vergnügt rieb sich Louis-Philipppe die Hände und betrachtete mit Wohlgefallen die zwei Vögel, die er die Ehre haben sollte rupfen zu dürfen. Als er erst die mit Banknoten gefüllte Brieftasche des einen sah, stieg seine Achtung und Zuorkommenheit im Verhältnis zu der Anzahl der blauen Zettel, die er darin verschlossen glaubte. „Herr Wirt,“ sprach der eine, „der Bann ihres Dorfes birgt

reiche Quellen, und wir möchten gern einige Wochen uns hier aufhalten, um Vermessungen und Beobachtungen anzustellen; können Sie sich uns dabei behülflich erweisen, so soll das Ihr Schaden nicht sein!" Dem Sonnenwirt lachte das Herz: Quellen, vielleicht auf seinem eigenen Grund und Boden! Ja, ja, die Herren müssen recht haben, hat nicht das Kraut lezt hin nach Petroleum gerochen? Und das Getreide muß auch nicht rein sein, denn der Kuchen an Johanni hatte auch den Petroleumgeruch! Er verheimlichte aber vor der Hand seine ihm jetzt erst klar gewordene Beobachtung, und sagte: „O meine Herren, da haben Sie sich an die richtige Quelle gewendet, dazu kann ich Ihnen sehr behülflich sein, denn was mein Kopf nicht herausfindet, das findet keiner!" Die Herren dankten ihm, bestellten ein gutes Nachtessen, ließen es sich bei Speise und Trank wohl sein, und schliefen fest und tief bis am hellen Morgen. Kaum hatten sie dann gefrühstückt, als sie sich mit einer Landkarte vor der Thür des Hauses aufstellten, mit dem Finger bald hierher, bald dorthin auf der Karte tupften, und dann nach Norden auf die Kirchturmspitze, oder auf des Hansmichels Kuhstall, wiesen. Sie schienen dem Louis-Philippe, der sie von der Wirtstube aus beobachtete, in einer sehr wichtigen Beratung begriffen zu sein. Endlich legten sie die Karte zusammen, schritten dem Ausgang des Dorfes zu, und bogen dann rechts ab nach einer kleinen walbigen Anhöhe, auf deren moosigem Boden sie unter dem grünen Blätterbache die Zeit bis Mittag verträumten. Das Mittagessen war vorzüglich und reichlich; Louis-Philippe mußte an der Tafel miteffen; Flasche um Flasche wurde geleert, und des Wirtes Laune stieg endlich so hoch, daß er die fremden Herren umarmte und Freunde nannte. Diese aber begaben sich sofort wieder auf ihre Beobachtungsstation im kühlen Walde, um dort sanft bis gegen Abend zu schlafen. Das Essen fanden sie bei ihrer Rückkehr bereit, und es mundete ihnen köstlich. Nach Tisch, als sie gemüthlich mit dem Wirte bei einer guten Flasche allein saßen, holten sie ihre Landkarte hervor, breiteten dieselbe auf dem Tische aus und bezeichneten dem Louis-Philippe einige Punkte, an denen sie eine Ölpumpe aufstellen wollten, denn da würden die Bohrungen sicher mit Erfolg gekrönt werden. Der Sonnenwirt folgte gespannt den Hin- und Herbewegungen des Fingers des einen der Herren, und bewunderte bald den Scharf sinn der Dofsücher, bald den glänzenden dicken Ring, der gar herrlich im Lichte der Lampe funkelte, und den

der Herr Ingenieur im großen Bazar für 1 Mark gekauft hatte. Als dann dieser wissenschaftliche Teil beendet war, wurde die Karte wieder zusammengefaltet, und das Gespräch kam nun auf das Dorf, auf den Wirt selbst, auf seine bekannte Schlaubeit, die sie sich jedoch etwas zu bezweifeln erlaubten. Der Louis-Philippe erzählte ihnen aber so ernste Geschichten, die er miterlebt hatte, von Gaunern allerlei Art, die ihn hätten betrügen wollen, daß sie ihm schließlich vollen Glauben schenkten und nun auch so manches aus ihrem Leben zum Besten gaben. „Das schönste Stückchen das ich eines Tages in Dresden erlebte,“ sprach der eine von ihnen, „war wohl eine Wette, die ich gewonnen habe, aber Mühe hat es gekostet!“ — „Was war das für eine Wette,“ rief schon begeistert Louis-Philippe aus. „Eine reiche Wette,“ antwortete der Gauner, „denn sie trug mir ganze hundert Mark ein. Also ich wohnte da bei einem Gastwirt, der gar zu gern mit seinen Stammgästen sich auf Wetten einließ. Da schlug ich ihm eines Tages vor, er solle sich vor seine große Wanduhr setzen, eine Stunde lang mit der rechten Hand den Bewegungen des großen Pendels folgen und dabei stets „herüber“, „hinüber“ sagen, aber sonst nichts. Jedes weitere Wort, oder das einmalige Fehlen der Handbewegung würde die Wette verlieren lassen. Er ging darauf ein: meine Freunde und ich wir setzten ihm lange zu, er blieb ruhig bei seinem „herüber, hinüber“; als wir aber den Geldschrankschlüssel aus seiner Tasche nahmen und damit den Schrank öffneten, da rief er plötzlich aufspringend aus: „Halt, davon bleibt ihr weg!“ Ein schallendes Gelächter folgte, er stand einen Augenblick verduzt da, dann lachte er mit und gab die Wette für verloren. Selbstverständlich haben wir die 100 Mark am selben Abend bei ihm in Champagner verzehrt!“ Dem Louis-Philippe wässerte bei dieser Erzählung der Mund. Eine solche Wette gegen solche Herren zu gewinnen, nein, das wäre großartig! Würden sie aber auch mit ihm eine solche eingehen!! Das waren die Gedanken, die ihm durch den Kopf gingen, als er ausrief: „Meine Herren, dieser Gastwirt war ein Esel; so etwas wäre mir nicht passiert!“ — „Na, na! Herr Sonnenwirt!“ sprach der Erzähler; „der Wirt in Dresden war keiner von den Dummen, und ob Sie es eine Stunde aushielten, ist noch fraglich...“ — „Was,“ rief Louis-Philippe, „ich, und aushalten! Die Wette gehe ich ein um 100 Mark, wenn Sie wollen, gleich morgen früh!“ Die beiden Herren wechselten einen bedeutungs-

vollen Blick, und ein merkwürdiges Feuer funkelte in ihren Augen. „Morgen früh geht das nicht;“ antwortete endlich der eine; „wir müssen einen wichtigen Punkt am Walde draußen noch in Augenschein nehmen, außerdem ist morgens immer viel in einer Wirtschaft zu thun; aber morgen gegen Abend, da können wir ungestört eine Stunde auf die Wette verwenden.“ Louis-Philippe war es zufrieden, holte auf die Wette hin eine Flasche Champagner aus dem Keller, und als der Pfropfen knallte, da sprang auch des Wirtes Herz hoch auf vor Freude, und als die Lippen das prickelnde Maß schlürften, da schwelgte schon sein Herz in süßer Hoffnung. Des andern Morgens verschwanden die zwei Herren wieder, nahmen aber heute zur Vorfrage ein gutes kaltes Frühstück mit, das sie mit Lust im kühlen Walde verzehrten. Louis-Philippe aber schärfte an diesem Morgen allen im Hause ein, daß ihn ja niemand auf eine Stunde lang stören dürfe, wenn er am Abend mit den Herren allein im oberen Zimmer sein werthe, da wichtige Geschäfte es erforderten. So war denn die festgesetzte Stunde herangekommen. Der Sonnenwirt hatte sich mit seinen 2 Gästen in das obere Zimmer zurückgezogen, in dem an der einen Wand eine altmodische Pendeluhr stand, deren langer Perpendikel langsam hinüber- und herüberging und dabei jedesmal ein deutliches „Bum“ hören ließ. Dem Wirt kam es einen Augenblick wohl vor, als rief die alte Wanduhr aus dem schön verzierten Kasten heraus „dumm — dumm!“ aber er setzte das „Dumm“ auf Rechnung der 2 Herren. Nachdem sie jeber einen Hundertmarckschein auf den Tisch gelegt hatten, setzte sich Louis-Philippe der Wanduhr gegenüber, und als der Zeiger auf 5 Uhr stand, fing er die Bewegung mit der rechten Hand an, und sprach fest und deutlich dazu: „Äriwer — Äniwer; Äriwer — Äniwer!“ Nun ging auch gleich das Necken los von Seiten der zwei Herren, doch Louis-Philippe lächelte nur spöttisch zu all den Zwickern, Puffen und Witzreden. Endlich verlangten sie ihm auch den Schlüssel zum Geldschrank, der hinter ihm stand. Mit der linken Hand reichte er ihnen denselben, die rechte aber folgte dem Perpendikel, und der Mund sprach immerfort, Äriwer — Äniwer! Die Herren schlossen den Schrank auf, klapperten hörbar mit dem Gelde, öffneten und durchstöberten die einzelnen Schublädchen, und steckten was sie wertvolles fanden zu sich während das „Äriwer — Äniwer“ lauter als vorher ertönte. Dann traten sie an den Wirt heran und sprachen: „Wir haben nun Ihr Geld, und empfehlen uns,

wünschen Sie noch etwas von uns?“ Lächelnd schüttelte Louis-Philippe den Kopf und antwortete nur: „Äriwer — Äniwer.“ Die Gainer verließen das Zimmer; unten angekommen sagten sie zur dicken Lene, der Hausmagd, sie solle sofort zum Herrn hinauf kommen. Dann verließen sie das Haus und gingen raschen Schrittes dem Walde zu. Die Lene zog ihre Holzschuhe aus, und stieg in den Strümpfen die Treppe hinan. Es war ihr leicht den Herrn zu finden, denn aus dem guten Zimmer ertönte seine wohlbekannte Stimme: „Äriwer — Äniwer.“ Unter der Thür blieb sie doch einen Augenblick stehen, und starrte auf den Sonnenwirt. Der ist entweder verrückt geworden, dachte sie, oder ich sehe nicht recht. Endlich rief sie: „Aber um der heiligen drei Könige Willen, Herr, was machen Sie denn da für Fozen!“ Der Wirt aber brummte ohne sich umzudrehen ärgerlich: „Äriwer — Äniwer!“ Lene kam näher und rief: „Aber, lieber Herr, der Perpendikel geht ja schon riwer und niwer, dem brauchen Sie doch den Weg nicht zu zeigen!“ Louis-Philippe warf ihr einen grimmigen Blick zu und schrie! „Äriwer — Äniwer!“ Da wurde es der Lene angst und bang, sie schlug die Hände zusammen und eilte hinunter zur Frau. Der Wirt aber lächelte siegesbewußt und sprach wieder ruhiger sein „Äriwer — Äniwer!“ Doch sein Gesicht verfinsterte sich, als bald darauf die Elisabeth, seine Frau, eintrat, ihn an der Schulter faßte, tüchtig schüttelte und rief: „Aber Louis-Philippe, was treibst Du denn da für dummes Zeug! Ach Gott, hast Du denn zu viel getrunken!“ „Äriwer — Äniwer“ fuhr er ruhig fort. Die Elisabeth ließ sich in einen Sessel fallen, rang verzweifelt die Hände und rief: „Ach Gott, das Unglück, jetzt ist der Mann ein Narr geworden; das kommt von seinem übergestudiert sein!“ Inzwischen hatte die Lene aber die Neuigkeit schon dem Bürgermeister, dem Bruder des Sonnenwirtes, hinterbracht. Als dieser nun auch noch in der Eile die Treppe heraufstolperte, war es dem Louis-Philippe klar, daß auch der in's Gefecht für die Herren Weiter geführt werden sollte, und kräftiger als vorher schrie er sein „Äriwer — Äniwer“, als der Bürgermeister eintrat: „Louis-Philippe,“ sprach dieser ruhig, „komm sieh' auf und geh' mit hinunter, laß diesen Unsinn, ich will Dir das Pferd zeigen, das ich heute gekauft habe!“ Damit wollte er den Wirt zur Vernunft bringen, doch dieser schüttelte mit dem Kopfe und rief „Äriwer — Äniwer“ dabei fuhr er mit der Hand so weit aus, daß er seinen Bruder sehr unsanft auf den

Bauch traf. Der Bürgermeister krümmte sich einen Augenblick vor Schmerz, dann trat er zu Frau Lisbeth, faßte ihre Hand und sagte: „Trage das Unglück, er ist ein Narr, geworden! Ein halber war er schon lang. . .!“ „Ä-river — ä-niver“ klang es da drohend, und mit der linken Hand machte Louis-Philippe eine Faust und streckte sie dem Bruder entgegen. „Weißt Du,“ fuhr dieser ruhig fort, „ich will den Rasierer kommen lassen, wir wollen ihm die Haare von

dem Kopfe abrasieren lassen, dann kann die Vene einen Eimer kalt Wasser bereit halten, mit dem wir ihn übergießen. Hilft das nicht, so muß ich halt noch heute den Arzt holen!“ Die Vene mußte den Rasierer herbeiholen. Nur zögernd nahte sich dieser dem Wirte, fuhr aber entsetzt zurück, als Louis-Philippe mit geballter Faust ihm drohte und sein „ä-river — ä-niver“ nur so hinaus brüllte. „Komm nur ruhig heran,“ sprach der Bürgermeister, „hier von hinten, und



„Der Rasierer war rückwärts der Länge nach auf den Boden gefallen.“

mache etwas schnell!“ Dem Rasierer stellten sich die Haare vor Angst, er schlug den Schaum wohl länger als gewöhnlich, und seifte dann dem Louis-Philippe so tüchtig den Kopf mit ein, daß er ansah, als hätte er eine Stunde lang im stärksten Schneefall draußen gestanden. Dabei drohte er beständig mit der Faust, und seine Augen schossen wütende Blitze. Jetzt zog der Rasierer langsam sein Messer ab und blickte sich aber vorsichtig um, ob die Studenthür auch recht weit offen sei. Doch auch der Zeiger stand

gleich auf 6, und im Augenblick wo der Bartkünstler zitternd sein Messer ansetzen wollte, sprang der Sonnenwirt vom Stuhle auf und schrie! „Gewonnen, gewonnen!“ Der Rasierer war rückwärts der Länge nach auf den Boden gefallen, die Vene hatte den Eimer fallen lassen und war rückwärts zur Thür wieder hinausgesprungen, ängstlich hatte Lisbeth den Arm des Bürgermeisters erfaßt, nur Louis-Philippe stand da, mit dem schaumbedeckten Kopfe, mitten im kalten Wasser und schrie noch einmal: „Ge-

wonnen, gewonnen! Wo sind die Herren!" — "Ei, die sind schon vor einer guten halben Stunde fort," sprach zitternd die Lisbeth, "sie lassen Dich noch schön grüßen!" Der Sonnenwirt riß die Augen weit auf, sprang auf den Tisch zu, wo die zwei Hundertmarktscheine noch lagen, ergriff sie und sah, daß sie beide falsch seien, den ächten hatten sie mitgenommen; er eilte zum Geldschrank und fand alles ausgeraubt. Stöhnend ließ er sich in den Sessel fallen und rief; "Betrogen, bestohlen und blamirt! Nein jetzt könnte ich in Wirklichkeit ein Narr werden!" Louis-Philipp hat von dem Tage an nie mehr der schlaueste sein wollen, die Gauner aber waren, durch die Nacht begünstigt, verschwunden und mit ihnen des Sonnenwirtes Geld. J. W.

Burg Berwartstein.

Das Lauterthal, das am nördlichen Ende des Elsasses, von Weissenburg bis Dahn sich hinzieht, ist unstreitig eines der lieblichsten des Wasgaugebirges. Gerne durchzieht es der Fremdling. In keiner Gegend hat sich auch so viel mittelalterlicher Geschichte abgespielt, als hier. Davon zeugen die alten Burgruinen, welche von den Felsen über die dunkeln Wipfel der Wälder herabbliden. Sie erzählen gar manches von alter Treue und heißer Liebe, von der Menschen wilhem Haffe und blutigem Streite, und von Räubereien und Gefährdungen aller Art, denen einst ausgesetzt waren, die mit Geld und Gut durch das Thal wollten. Jetzt braucht sich Niemand mehr zu fürchten. Die Ritter, welche stolz hier hausten, sind verschwunden: die Burgen, welche früher drohten, sind zerfallen. „Durch die öden Hallen pfeift der Wind.“ Was noch davon emporragt, sind die morschen Gerippe einer alten Herrlichkeit, an denen die Zeit immer mehr nagt. Die Dahner Burgen auf schwindelnder Höhe; die Hohenburg, mit dem Andenken an den wackeren Franz von Sickingen und dem Werke der Reformation; der Löwenstein, der Blumenstein, der Fleckenstein, die Kaiserveste Wegelnburg; das Ganerbeschloß Drachenfels, der Lindelbronn, der Berwartstein, vom Bolke Verbelstein genannt, grüßen von ihren Höhen den Wanderer und berichten, welsch reiches Leben und Treiben einst in den engen Thälern geherrscht haben muß. Großartig ist der Eindruck, den diese Ueberbleibsel erregen, und mächtig müssen einst die Geschlechter gewesen sein, die solche Wohnsitze schufen und hatten. Man kann begreiflich

finden, daß solche deutsche Nachbarn zu haben, den französischen Königen nicht bequem gewesen ist, und als die Gelegenheit dazu war, diese Riesen zu brechen, so fielen viele von ihnen, um nicht wieder auferstehen zu können. Bei der Eroberung der Pfalz besorgten die fremden Herren die Zerstörung dieser Burgen ziemlich gründlich. Zwei Jahrhunderte sind vergangen, ehe nur einer gewagt hat an einen Wiederaufbau zu denken. Erst unserer Zeit war solches vorbehalten, weil die Aufrichtung der Macht und Herrlichkeit des deutschen Reiches vorangehen mußte der Herstellung jener Wahrzeichen des alten thatkräftigen und freien Rittertums.

Als erste neuerstandene Burg ist es der Berwartstein, welcher seinen gewaltigen Felsen wieder stolz krönt. Er wurde im Jahre 1680 durch Montclar abgebrannt. Von schwindelnder Höhe blickt er herab in das Thal, wo zu seinen Füßen sich das Dorf Erlenbach befindet, und herüber zu den Bergen, wo aus der Weite der Lindelbronn und die Wegelnburg herüber grüßen. Auf einem mäßigen Bergkegel, zu dem ein bequemer Fahrweg bis zu 80 Meter über die Thalsohle hinauf führt, erhebt sich inmitten noch zerfallener Umfassungsmauern und Befestigungswerke, frei nach allen Seiten der gewaltige Fels, der den Burgbau aus sechs Stockwerken trägt in Verbindung zu den Gängen und Räumen, womit der Stein von unterhalb seiner Sohle bis zu seiner Platte wieder in sechs Schichten übereinander ausgehöhlet ist. Es spielen demnach heute die Reichsfabnen im Winde über zwölf Stockwerken auf 120 Meter Höhe über der Thalsohle, zu welcher der 73 1/2 Meter tiefe Brunnen des Bergkegels herabreicht. Des Staunens wert ist die Kühnheit und der Fleiß früherer Jahrhunderte, denen es gelang, ohne die Hilfsmittel der neueren Technik zu besitzen, solche Steinmassen so herzurichten, für die nicht unbedeutenden Anforderungen auf die erwünschte Sicherheit und die nötige Wohnlichkeit. Es beruhte nämlich in der Anlage der beiden untersten Stockwerkschichten die äußere Verteidigung mit den Aufgängen zum Ausfall; in dem Absatz der dritten und vierten Schicht die innere Verteidigung, einschließlic der Unterkunft nebst Küche für die Besatzung. In der Höhe der fünften und sechsten Schicht, mit je einem Vorsprung nach Norden (der Schildwacht) und nach Süden (des Tanzplatzes) nebst einem Ausblick nach Westen, die Beobachtung der näheren Umgebung zur Abfassung heranziehender Beute. In dem Ausbau der siebenten und achten Schicht die Wirtschaft nebst Keller, Küche und Wohnung

des Haushaltes; in dem Ausbau der neunten und zehnten Schicht die Schlafräume der ritterlichen Familie; und in der Thurmwehr der elften und zwölften Schicht die Beobachtung der weiteren Umgegend zur Erspähung drohender Gefahr.

Die herrlichen Ausblicke, welche zum Entzücken jedes Naturfreundes jetzt wiederhergestellt sind, waren damals angelegt, um Einblick in das Treiben, und Sicherheit gegen das Thun der Menschen zu haben, deren Freund man nicht war, oder nicht sein wollte. Daher ist die Betrachtung des Berwartstein höchst lehrreich für die Beurteilung des Systems eines solchen befestigten Wohnsitzes, um Einfluß ausüben und sich seiner Haut wehren zu können als Machtinhaber des zugehörigen Gebietes. Obgleich die vorhandenen Ueberbleibsel noch vielen Anhalt boten, dieses zu erkennen, ist es doch nicht leicht gewesen, das Richtige für die Herstellung der alten Form anzugeben, weil bei der Ausführung nur die Veränderung in Betracht gezogen werden mußte, welche im Laufe der Zeit darin eingetreten war. Daß jetzt weniger dem Bedürfnis nach Sicherheit und Abgeschlossenheit, als nach Behaglichkeit und Bequemlichkeit Rechnung zu tragen war, ist selbstverständlich. Mut und Ausdauer hat zu dem Unternehmen gehört, die notwendigen Annehmlichkeiten der Neuzeit den vorhandenen Schönheiten des Alters hinzuzufügen, ohne bei dem Bau die alte Burg zu einem Luzzschloß umzugestalten. Trotz dieser weisen Beschränkung dauern die Arbeiten schon zwei Jahre, ohne daß zunächst eine baldige Beendigung derselben in Aussicht steht. Durch die damit verbundene viele Beschäftigung ist den Bewohnern der naheliegenden Dörfer reicher Verdienst zugeflossen, und in das stille Thal ein ungeahnter Aufschwung gekommen, weil sich der Verkehr mehr nach dort gezogen hat. Gern strömen die Menschen dahin, wo es etwas Neues zu sehen giebt. Wenn auch noch nicht vollendet, so ist der Berwartstein in seinem bereits ausgebauten Teil doch schon eine bedeutende Sehenswürdigkeit und besondere Neuheit. Es kann daher der „Hinkende Bote“ nur den Dörfern raten, wenn Jemand sich melden sollte, eine solche alte Burg auszubauen zu wollen, etwaige Kauflustige nicht durch übermäßige Forderungen abzuschrecken. Wilde Schuttmassen und wüste Trümmerhaufen sind kein Zierrat, weder für einen Ort noch für eine Gegend, mögen sie tief im Thal versteckt oder hoch auf einem Berge sichtbar sein. Nur ein krankes Gemüt kann daran Gefallen finden, ohne die in dem Verfall sich

zeigende Energielosigkeit oder Gleichgültigkeit zu bebauern.

Es ist erfreulich, daß ein Anfang gemacht ist, mit den Leichensteinen aus der Zeit von Deutschlands Zerrissenheit und Schwäche aufzuräumen, wozu die alten Burgruinen gehören. Eine Schmach war es, daß wir uns diese Zerstörungen gefallen ließen; jämmerlich aber ist es, wenn wir nach zwei Jahrhunderten noch nicht zu der Ansicht sollten gelangt sein, daß das Zerfallene wieder hergestellt werden muß. Der moralischen Verpflichtung dazu können wir uns nicht weiter entziehen, nachdem wir die Kraft gehabt haben das Land, das uns bei der Zerstörung der Burgen entrisen wurde, wiederzunehmen.

Mögen mit dem Berwartstein recht bald noch andere Trümmer wieder belebt werden und ihrer Auferstehung entgegensehen zum Nutzen des Volkes, zur Zierde unserer Vogesen und zum Ruhme des Reiches.

Und du, o Berwartstein, auf deinem Felsen,
Steh fest! Dich nehme Gott in seine Hut!
Steh fest in Wintersfrost, in Sommersglut,
Laß wild die Zeiten sich vorüberwälzen!
An deinem Stein in Frieden sie zerfließen,
Denn Glück und Segen deiner Flur entsproßen.
J. W.

Pater Abraham a Santa Clara.

Dieser berühmte Kanzelredner wurde im Jahre 1642 zu Krähenheinstetter in Schwaben geboren, und hieß eigentlich Ulrich Mezerle, erhielt aber als Augustinermonch den Namen Abraham a Santa Clara. Er starb im Jahre 1709 als Hofprediger in Wien. Durch die Schärfe seiner Sprache war er weit und breit in deutschen Landen bekannt. Als Kanzelredner war er am österreichischen Hofe sehr geschätzt, da er nichts weniger that als schmeicheln. Der Hinkende will seinen Lesern zwei kleine Proben von der Art dieses Predigers hier geben. Die erste ist ein Abschnitt aus einer Predigt, die er auf den Sonntag Estomihi gehalten hat, und an die der Bote immer denken muß, wenn er auf seinen Reisen wie es oft im vorigen Jahre geschah, sehen mußte, daß das Fressen und Saufen, verzeih' mir, lieber Leser den Ausdruck, ein beliebter Gegenstand für Wetten geworden ist, und wie mancher, bei solchen Wetten, sich für immer das Essen und Trinken abgethan hat und ins Gras beißen mußte. Die zweite Probe ist aus einer Schrift desselben Mannes über den Neid:

Anno 1546 haben drei Musikanten zu Wien 42 Viertel Wein in einer Zeche ausgezoffen; das seynd Magen! Anno 1517, schreibt Theoboretus, hat ein besessener Mann in einem Tage 32 Kapauern gegessen, und sich noch beklaget, daß seyn Magen so blöd sey, und der Appetit noch nicht ersättigt. Anno 1511, als Kaiser Maximilianus zu Augsburg einen Reichstag gehalten, ist ihm einer vorgestellt worden, welcher in Gegenwart des Kaisers ein ganzes rohes Kalb samt der Haut aufgezehrt und trauete ihm noch wohl ein ganzes Lämmel anstatt des Confects zu essen. Das seynd Magen! Sebellicus schreibt, daß Kaiser Maximus sey ein solcher Wampenvogt gewesen, daß er öfters in einem Tage soviel Pfund Fleisch gegessen, und den Wein so unmäßig genossen, und dazu gegessen, daß er dergestalt geschwizet, daß man den Schweiß mit einer goldenen Schale mußte auffangen, und er auf einmal über 6 Seidel geschwizet. Das seynd Magen! Flavius Vopiscus schreibt, daß Aurelianus habe einen Hofscharozer gehabt, dessen Name war Plago, der hat bei der Tafel des Kaisers auf einmal ein ganzes wildes Schwein und hundert Semmeln gegessen, und seynd ihm durch einen Trichter drei Eimer Wein eingegeben worden. Das ist gar ein General-Saumagen. Wir haben einen Heiligen in unserm Orden, der da genannt wird der heil. Guiltelenus. Dieser, als er noch ein Herzog in Aquitania war, hat er auf einmal 5 Kapauern, 5 Bündel Vögel, 5 Pfund Rauchs-fisch, samt anderem Zugemüß verzehret und dazu 8, bisweilen 10 Viertel Wein getrunken. Das seynd Magen! Behüt mich Gott vor solchen Gästen! Viele gute Magen, viele gesunde Magen, viele starke Magen, viele kräftige Magen, hat man allezeit gefunden und findet man noch. Dagegen findet man wenig Magen, welche die geringste Unbill, das winzigste, unbeschlossene Wörtlein, die aller kleinste Injurie können verlocken; sondern heißt es gleich Feuer im Dach, Bursche ins Gewehr. Aber seyd ihr Christen? Das habe ich noch nie geglaubt und glaube es auch nie.

„Ein Neidiger mag essen, was er will, wie er will, wann er will, wie viel er will, wo er will, so wird er doch hundsmager bleiben, weil alles bei ihm in Gift verwandelt wird; wie recht hat der Poet den Neidigen entworfen mit folgenden Versen:

„Frisß Milch, frisß Raß, frisß von der Ruhe,
Was deinem Maul mag schmecken,
Schieb ein, schopp drauf, schnapp immerzue,
Schließ Semmel, Rüpffel und Wecken,
Brauch Löffel wie ein Wasser-Schaff,

Auf daß du füllst dein Wampen;
Frisß daß nit mehr kannst sagen Pfaff
Vor Schmacken, Schlinken, Schlampen.
Frisß du dem hungerichen Wolf zum Truß,
Den Diatten ohne Zweifel,
Frisß, daß dir's Maul so voller Schmuß
Wird wie ein geschmierter Stiffel.
Mit Banquet und mit lauter Schmauß
Spann deinen Bauch wie eine Trummel,
Schließ oben und unten die Pfannen aus,
Sauff noch darzu ein Tummel,
Frisß Broden mit halb Zentner-Gewicht,
Verzehr ganz kälberne Diegel,
Frisß, daß dir dein so schmierbiges Gesicht
Hüßch glanzet wie ein Spiegel.
Frisß Butter, Schmalz und Speck darzue,
Machs wie die Kloster-Nagen,
Die frassen Brätl spat und fruhe,
Anstatt der Mäuß und Nagen.
Frisß, Neidhard, frisß, frisß all's vom Tisch,
Bleibst doch ein dürerer Vogen,
Frisß, Neidhard, frisß ein geselchter Fisch
Bleibst ohne Bauch und Kogen.“

An Urwüchsigkeit läßt diese Sprache nichts zu wünschen übrig. Der Abraham a Santa Clara war halt ein „schneidiger“ Kerl, so'n biederer Deutscher, der das Herz auf der Zunge hat.

Rede des Herrn Premier-Lieutenant bei seiner Trauung.

Meine verehrten Herrschaften! Gestatten Sie mir wenige Worte. Religion ist meine Sache nicht. Ich bin ein Mann von Eisen und Blut, und kann mich mit dergleichen Dingen nicht befassen. Aber dann und wann so einen kleinen Beisgeschmack in's menschliche Dasein macht sich doch recht nett. So muß ich festehen, daß mir meine Trauung durch den Herr Superintendenten heute Morgen recht viel Spaß gemacht hat. Indem ich demselben für seine wirklich jemütliche Rede meinen besten Dank ausspreche, erhebe ich das Glas auf sein Wohl, und sähre mit dem Liebe fort, das wir heute Morgen gesungen haben:

„Herr Jesus Christ, Dich zu uns wend!
Es lebe der Herr Superintendent!“

Sofort erhob sich der geistliche Herr und sprach: „Hochansehnliche Versammlung: Auf die Rede des Herrn Premierlieutenant habe ich nur wenig zu erwidern. Auch ich schließe mich nämlich an das Lied an, das wir heute gesungen, und spreche:

„Den Glauben mehr', stärk' den Verstand!
Es lebe der Herr Lieutenant!“

Das Moskauer Krönungsfest.

(Mit einem großen Bilde.)

Am 21. Mai hielt das russische Kaiserpaar seinen Einzug in Moskau. Die Straßen, durch welche der Zug sich bewegte, waren neu gepflastert, mit gelbem Sand bestreut und gewährt durch die prächtige Dekoration der Häuser, an welchen sich zahllose Lampen und farbige und weiße elektrische Lämpchen hingen, einen wahrhaft prächtigen Anblick. In den Straßen bewegte sich eine zahllose Menschenmenge. Schon gegen 3 Uhr Morgens nahm das Volk an den bestgelegenen Stellen in der Einzugstraße Aufstellung. Um 7 Uhr erblickte man russische Nationaltrachten und hie und da Trachten von südeuropäischen und asiatischen Völkern. An allen geeigneten Plätzen waren Tribünen für viele Tausende von Zuschauern errichtet. Es herrschte musterhafte Ordnung. Das Wetter war kühl, der Himmel theilweise bedeckt, jedoch nicht regendrohend. Die seit vielen Wochen begonnene, durch die Ungunst der Witterung aufgehaltene Ausschmückung der Stadt war vollendet. Die alte Zarenstadt gewährte ein farbenprächtiges Bild. Die Einzugstraße, sowie die zuführenden Querstraßen waren mit einem nie dagewesenen Aufwand geschmückt. Die Häuser prangten von oben bis unten in Fahnen-Arrangements in russischen blau-weiß-roten Farben. Die freigebliebenen Flächen waren mit den Namenszügen, Büsten und Bildnissen des Kaiserpaars geschmückt. Laub-Guirlanden, welche teils die Fronten der Häuser zierten, teils über die Straße gezogen waren, gaben einen lebensfrischen Rahmen. Daneben überspannten kronentragende Guirlanden die Straßenzüge. An den Häuserfronten und an den Kirchen las man Inschriften aus beiden Nationalhymnen und Bibelsprüche, welche auf die Bedeutung der heiligen Handlung Bezug hatten. Auf dem Plage waren mächtige Flaggenmasten und Obelisken, welche Kronen und Doppeladler trugen, an verschiedenen Stellen der Einzugstraße Pavillons für die dem Kaiser ihre Grüße entbietenden Stände errichtet.

Am Mittag kündeten drei Schüsse der Batterie im Petrowskipark den Beginn des Festzuges an. Als derselbe an der Banneile der Stadt eintraf, gaben die Geschütze als Willkommenstruß der Stadt einen Salut von 71 Schüssen, während der General-Gouverneur Fürst Sergius das Kaiserpaar empfing. Der Himmel war bewölkt.

Bei dem Einzuge des Kaiserpaars in die Stadt wurden demselben auf dem ganzen Wege

Huldigungen dargebracht und von zahlreichen Vertretungen, städtischen Behörden und Innungen und dem Gouvernement des Landschaftsamtes Brot und Salz überreicht. Bei dem Eintreffen des Kaiserzuges vor dem Palast des General-Gouverneurs nahm der Kaiser die Huldigung des Adels entgegen. Die Straßen, durch welche sich der Festzug bewegte, waren von Truppen-Spalieren besetzt und von einer zahllosen dichten Menge eingefasst, welche die Majestäten mit stets wiederholten begeisterten Zurufen empfing. Am Wostkressenski-Thore stieg der Kaiser nach Entgegennahme der Huldigungen der Gouvernementsbehörde vom Pferde, um mit den beiden Kaiserinnen, welche gleichfalls ihre Wagen verließen, in der iberischen Kapelle vor dem wunderthätigen Mittergottesbilde zu beten.

Während sich der Zug dem Kreml näherte, klärte sich der Himmel auf. In Augenblicke des Einzuges in den Kreml erglänzten dessen zahllose Kirchenkuppeln im Sonnenlicht. Der Festzug bot mit prächtigen Uniformen, farbenbunten Trachten der Delegierten der asiatischen Völker, einer großen Anzahl von goldenen Karossen, darunter das bekannte Gespann Friedrich des Großen an die Kaiserin Elisabeth, einen märchenhaften Anblick. Der Kaiser ritt ein weißes Pferd und trug die Uniform eines Obersten des Prebobrafschendski-Regiments mit dem Andreas-Ordensband, die Kaiserinnen saßen in einer prachtvollen goldenen Karosse mit acht weißen Pferden bespannt in weißseidener russischer Tracht, ebenso die Großfürstinnen. Hunderttausende begrüßten die Majestäten ebenso die Großfürstinnen. Im Augenblicke des Betretens läuteten sämtliche Glocken von über 600 Kirchen Moskaus. Nach Verrichtung der Gebete in den verschiedenen Kapellen begab sich das Kaiserpaar in den Kreml.

Nun begann der Kirchgang. In der Himmelfahrtskirche hatten sich inzwischen alle Personen von Rang eingefunden, die am Zuge selbst nicht Teil genommen hatten. An den Thoren des wunderbaren Baues waren die Mitglieder des „Heiligen“ Synod und der Klerus aufgestellt, um das Kaiserpaar und die Kaiserin-Witwe mit Weihwasser und unter dem Gesang des Palmsonntag Canon zu begrüßen. 85 Kanonenschüsse verkündigten der Stadt den Augenblick der Begrüßung des Kaiserpaars an der Pforte der Krönungskirche der Zaren und der Begräbnisstätte der russischen Patriarchen. Das Kaiserpaar und die Kaiserin-Witwe vereinigten sich vor den Reliquien und küßten die heiligen Bilder.

Inzwischen hatten sich die Hofwürdenträger in doppelter Reihe aufgestellt, um dem Kaiserpaare auf dem Wege von der Uspansky-Kathedrale nach der Roten Treppe voranzuschreiten. Das Kaiserpaar, die Kaiserin-Witwe, das Gefolge und die auswärtigen Fürstlichkeiten begaben sich sodann nach der Erzengel Michael-Kathedrale, wo der Erzbischof von N. schny-Nowogorod mit Kreuz und Weihwasser den Zug erwartete. Der nächste Gang galt der Verkündigungs-Kathedrale, wobei der Erzbischof von Moskau dem Zuge voranschritt. In allen Kathedralen wurden Dankgottesdienste anlässlich der glücklichen Ankunft des Kaiserpaares abgehalten. Nachdem dasselbe durch den obersten Hofmarschall an der Roten Treppe mit Salz und Brod begrüßt worden war, zogen das Kaiserpaar und die Mitglieder des kaiserlichen Hauses in den Kreml, wobei 101 Kanonenschüsse diesen Augenblick der Stadt kund gaben.

Bei den Kaiserkrönungen in Rußland besteht der Gebrauch, daß die Hunderttausende von Delegirten, die aus dem weiten russischen Reiche zu dieser Kaiserkrönung entboten werden, irgend ein Andenken von der Krone als Geschenk bekommen. Für die jetzt bevorstehende Kaiserkrönung wurde durch eine Entschliebung des Zars bestimmt, daß diesen Delegirten ein emailirter und dekorirter Trimbeger als Andenken verehrt werde, dessen sie sich beim Krönungsmahle, welches diesen Delegirten in der Reihenfolge ihres Erscheinens gegeben wird, zu bedienen haben werden. Erst gegen Jahreschluß wurde das Muster eines solchen künstlerisch dekorirten, farbenprächtigen Krönungsbechers vom Kaiser approbirt, und es handelte sich dann darum, noch vor der Krönung 600 000 Stück dieses Bechers zu beschaffen. Da in Rußland kein Werk existirt, welches sich mit dieser Arbeit hätte befassen können, so wurden deshalb Delegirte ins Ausland entsendet, die aber überall auf eine ablehnende Antwort stießen, weil kein Werk sich bereit finden wollte, diese große Lieferung innerhalb einer so kurzen Frist zu übernehmen. Erst in Wien kam dieser Abschluß mit der Emailirwerks-Gesellschaft „Austria“ zu Stande und diesem Werke gelang es, pünktlich binnen zwei Monaten die 600 000 Becher herzustellen. Dieselben sind in 26 Eisenbahnwagons nach Moskau abgeliefert worden. Der in der Form ganz glatte Becher, der genau einen halben Liter faßt, sieht aus, als wäre er aus weißem Porzellan, und ist mit Goldstreifen und roth-blauen Bänder-Ornamenten in russischem Styl verziert; in den Ornamenten sieht man die

Initialen des Zarenpaars N. H. und A. mit der Krone und das russische Wappen.

Am 30. Mai Nachmittags fand auf dem Chodnyshfeld bei dem Petrowskypalais die Hulldigung des Volkes statt, wobei Gedenkfrüge und andere Gaben vertheilt wurden. Als das Kaiserpaar vom Palais nach dem gegenüberliegenden Pavillon abfuhr, erfolgte der Aufstieg zahlloser Signalballons. Die Geschützbatterie begann ihre Salven, und ein mehrtausendstimmiger Chor intonirte: „Gott schütze den Zaren“. Als das Kaiserpaar sich auf dem Balkon dem Volke zeigte, erfolgte von Hunderttausenden brausende Hurrahs. Das Kaiserpaar verneigte sich während der ganzen Dauer der Ovation. Die erwähnte Hymne und darauf die Hymne aus dem „Leben für den Zaren“ wurden mehrfach wiederholt, immer wieder von Hurrahs begleitet. Der Himmel war fast wolkenlos. Nach Beendigung begab sich das Kaiserpaar nach dem Petrowskypalais, wo es Deputationen verschiedener Moskauer Körperschaften, darunter eine Deputation der deutschen Kolonie, welche eine Adresse überreichte, empfing. Darauf war in drei gewaltigen Zelten vor dem Palais die Speisung von mehreren Hundert Vorfältesten. Das Kaiserpaar durchschritt alle drei Zelte huldvoll grüßend. Der Kaiser dankte den Vorfältesten für die ausgedrückten Gefühle der Treue. Die Sorge um das Wohl der Bauern sei seinem Herzen ebenso nahe wie seinem Großvater und unvergesslichen Vater. Die Ältesten möchten der Worte des Vaters bei dessen Krönung gedenken. Er wolle, daß seine Worte für die Bauern stets eine feste Richtschnur bilden. Möge Gott ihnen stets Gesundheit und Erfolg in der Arbeit und in guten Werken gewähren.

Zu dem Volksfeste hatten sich mehr als eine halbe Million Menschen eingefunden, um an der Vertheilung der Gedenkfrüge, der Speisen und Getränke theilzunehmen. Als die Vertheilung begann, entstand ein furchtbares Gedränge. 1138 Männer, Frauen und Kinder wurden nach amtlicher Feststellung erdrückt, außerdem Viele verwundet. Die Vertheiler der Becher bekamen vor der anstürmenden Menge Angst, und anstatt die Becher hinzureichen, warfen sie dieselben in das Volk hinein. Erst als militärische Hülfen eintraf, gelang es, Ordnung herzustellen und die Todten und Verwundeten fortzuschaffen. Der Zar ist aufs Tiefste erschüttert. Er läßt an jede, ihres Ernährers beraubte Familie 1000 Rubel zahlen, und trägt die Kosten für Bestattung der Todten und Pflege der Verwundeten.



Das Krönungsfest zu Moskau. Einzug des Zaren in den Kreml.

In der Schule des Lebens.

(Mit Bild.)

In einer breiten, freundlichen Gasse einer großen Industriestadt wohnte der Krämer Barthel mit seiner Frau und seiner einzigen Tochter Luise. Barthel war früher Meister in einer großen Maschinenwerkstätte gewesen; infolge eines Unfalles mußte er den Hammer bei Seite legen, und eröffnete mit Hilfe seines Fabrikherrn einen kleinen Kramladen. Das Glück war ihm hold, und nach einem Jahrzehnt war Barthel ein wohlhabender Mann, der aber das Rest, in dem er aufgewachsen war, niemals vergaß, und in treuer Verbindung mit den Arbeitern blieb. Frau Barthels Herz konnte sich nicht so frei von Hochmut erhalten. Vom Tage an, wo sie das Geld in der Ledertasche klingen hörte, sang sie an schöne Luftschlöffer zu bauen, weniger für sich, wie sie sagte, als für ihre Tochter Luise, die, als hübsches Mädchen, noch höher auf der Leiter unserer Gesellschaft steigen sollte. Was Wunder daher, daß im Hause Barthels ein furchtbares Unwetter sich zusammenzog, als der Eisendreher Peter, Barthels Patenkind, der früher selten, außer an Weihnachten und Ostern, in der Familie erschien, auf einmal häufiger kam, und dann immer zutraulicher mit Luise wurde, ohne daß dies dem Vater Barthel im geringsten auffiel! Als Frau Barthel dann eines Abends die zwei überraschte, wie sie Hand in Hand beieinander standen, und Luises Kopf an des Jünglings Schulter ruhte, da brach das Gewitter aus. Doch Luise war nicht nur ein hübsches Mädchen, sie besaß auch all' die kleinen Fehler, welche ein einziges verzogetes Kind gewöhnlich an sich hat, und unter diesen war der Starrsinn nicht der kleinste. Ihr Vater hatte das Verhältnis so zu sagen begünstigt: Peter Ringer war ein schöner junger Mann und ein tüchtiger Arbeiter, zwei Eigenschaften, die ihm das Herz der Tochter und das Wohlwollen des Vaters gewonnen hatten.

Frau Barthel hatte für ihre Luise einen ganz andern Bräutigam ausersehen. Es war ein Fabrikarbeiter, der sich zuerst den Weg zum Herzen der Mutter gebahnt hatte, um durch sie zur Tochter zu gelangen, denn Luise hatte sich stets fern von ihm gehalten. Daher auch der Kerger der Mutter, als sie ihre Pläne durch Peter durchkreuzt sah, daher auch die Blut von Vorwürfen, womit sie ihre Tochter überschüttete, als sie sich in ihrer Hoffnung getäuscht sah. Sie stemmte beide Häuse in die Seite, stellte sich drohend vor Luise und rief mit zornbebender

Stimme: „Also deswegen hat die Ramsell so spröde? Aber wenn du glaubst, daß dieser Bettelbube dein Bräutigam wird, da bist du gewaltig im Irrtum, dafür habe ich nicht gespart und zusammengescharrt! Dein Vater soll nur Ja und Amen dazu sagen, er versteht das nicht besser, er hat den Arbeiterkittel noch nicht ausgezogen! Aus der Heiraterei aber wird nichts, oder ich will nicht mehr Frau Barthel heißen!“ Ohne eine Antwort zu erwarten, verließ sie die Stube und schlug heftig die Thür hinter sich zu. Herr Barthel stand während dieses Austritts im Laden; er hörte jedes Wort, lächelte stillvergäht in sich hinein, doch in die Stube zu gehen hatte er sich nicht gewagt. Luise amete tief auf, als ihre Mutter die Stube verlassen hatte; ein Zug bitteren Trostes legte sich um ihren Mund, sie stand auf, stampfte mit dem rechten Fuß heftig auf, und sprach: „Und ich lasse doch nicht von ihm!“ — „So ist brav gedacht“, sprach der Vater Barthel, der eben eintrat; dann näherte er sich seiner Tochter, strich ihr mit der Hand über das leicht gewellte braune Haar und sagte: „Unter dem Arbeiterkittel schlagen die Herzen so warm und so treu als in der Brust der Großen und Reichen; wenn du auch an Peters Seite keine Madame sein wirst, glücklich kannst du mit ihm gewiß sein!“ Luise schlang beide Arme um des Vaters Hals, und nun löste sich der Druck ihres Herzens, und reichlich flossen ihre Thränen.

Während solches in Barthels Stube vor sich ging, sahen in einem kleinen aber reinlichen Dochtzimmer desselben Hauses zwei dem gewöhnlichen Arbeiterstande angehörende Frauen, eifrig beschäftigt Garn zu spulen. Es war die Witwe Ludwig mit ihrer Tochter Anna. Anna war eine von Kindheit an unzertrennliche Freundin Luises gewesen und der Liebling des alten Barthel. Sie war verlobt mit dem Mechaniker Anton, der mit Peter in derselben Fabrik arbeitete. „Die Luise branten“, unterbrach sie plötzlich die Stille, „scheint wieder Zank mit ihrer Mutter zu haben. Als ich vorhin die Treppe herauf ging, hörte ich Frau Barthel heftig reden; gewiß ist es wieder des Peter wegen. Die arme Luise thut mir doch leid!“ Frau Ludwig schaute einen Augenblick ihre Tochter teilnehmend an, dann sprach sie: „Traurig genug, daß unter den meisten Menschen das Herz sich nach dem Geldsack richtet muß! Es ist halt für die stolze Frau Barthel, die längst vergessen hat, daß sie auch früher Garn spalte, eine harte Ruß, in die sie da beißen soll.“ — „Und Luise hat den Peter gewiß

von Herzen gern,“ versetzte Anna, „sonst könnte sie ja höher hinaus gehen, denn sie hat ja doch Geld und der Fabrikarbeiter thut ihr und ihrer Mutter schon genug.“ — „Peter ist auch ein tüchtiger Mensch, und dein Anton hat viel Gutes von ihm angenommen,“ versetzte Frau Ludwig. „Mögen die zwei nur immer so gute Freunde bleiben. Wenn er auch arm an Geld ist, um so reicher ist er an Gemüth, und Luise wird durch ihn nicht unglücklich werden, wenn ihr Glück nicht durch andere Dinge gefährdet wird.“ — „Wie meinst du das, Mutter?“ fragte Anna. Frau Ludwig wiegte einen Augenblick den Kopf, dann sagte sie: „Ich will mich ja freuen, wenn die Sache gut ausläuft; doch Luise hat die Erziehung nicht gehabt, welche ein Mädchen befähigt, die Frau eines Fabrikarbeiters zu sein. Ich fürchte, sie macht sich keine Vorstellung von dem Stande einer Fabrikersfrau. In jedem Falle, den Verkehr mit all den Ramsells, wie sie ihn bis jetzt hatte, wird sie aufsteden müssen, denn in jedem Stande giebt es gar viele, ja die meisten, welche glauben sich zu beschämen, wenn sie einer ehrbaren Frau aus niederem Stande die Hand reichen sollen. Dazu kommt noch, daß Mädchen, die in Geschäften aufgewachsen sind, gewöhnlich nicht wissen, was sparen heißt. Brauchen sie Geld, so gehen sie an die Ledertasche, in der sie welches finden, aber sie ahnen nicht, wie sauer es erworben werden muß: wer leicht erwirbt, giebt leichtsinnig aus. Solche Mädchen sind gewohnt, ihre Wünsche befriedigt zu sehen, und können sie das später in der Ehe nicht mehr, so giebt es leicht Verdruß, Zank und schließlich Neuse. In der Armut, im kummervollen Darben zeigt sich die ganze Größe der Liebe einer Arbeiterfrau. Ja, mein liebes Anchen, es gehört viel dazu, das Leben richtig zu ertragen. Da muß die Liebe in den Kampf ums Dasein, um das tägliche Brot eintreten, und sie muß gewaltige Helden mit sich führen, die ihr kämpfen helfen müssen, Helden, die da sind: Gottvertrauen, Geduld, Selbsterleugnung. Ob eines Tages Luise so ausgerüstet in ihr Haus ziehen wird, das muß die Zeit lehren.“ Eine feierliche Stille folgte diesen Worten. Endlich sprach Anna seufzend: „Dann würde ich aber den armen Peter bedauern und mit Luise recht Mitleid haben. Wir müßten an einem Tage Hochzeit haben, sagte gestern Vater Barthel zu mir, und er wolle uns in einem Hause einquartieren!“ „Das kann für Luise nur zum Vorteil sein,“ versetzte Frau Ludwig; „du kannst für sie ein Vorbild werden: wenn all

die Tugenden, die ich in dein Herz ausgesät habe, einstens ausblühen und Früchte tragen werden, dann wirst du eine glückliche Arbeiterfrau werden, und dein Anton wird reicher sein, als wenn ich dir einen Korb voll Thaler mitgegeben hätte. Das Geld kann verloren gehen, mein Kind; es gehört zu jenen Gütern, welche die Motten fressen; aber ein waderes Frauenherz, eine gottvertrauende Mutter, die wird nie zu Grunde gehen, weil sie ihren Stab und Stütze in sich selbst trägt.“ — „Ach, Mutter,“ rief Anna erröthend und umschlang sie mit beiden Armen „höre doch auf, du könntest mich ja stolz machen, als wenn ich wirklich die Beste wäre. Ehrbar, fromm und treu werde ich immer bleiben, und alles andere stelle ich dem lieben Gott anheim.“ — „Amen, mein Kind!“ sprach Frau Ludwig: „Der Herr sei dein Anfang und Ende, so wird es dir niemals schlecht ergehen!“

Peter und Anton waren am Ziele ihrer Wünsche und Hoffnungen angelangt. Frau Barthel hatte nachgeben müssen, was wollte sie auch gegen den Starrsinn, wie sie es nannte, und den Eigenwillen Luises, und die Fabrikersseele ihres Mannes thun. Doch in ihrem Hause durfte die Hochzeit nicht gefeiert werden, eher würde sie alles Geschick auf die Strafe werfen, eher würde sie das Haus in Brand stecken. Dann kündigte sie ihrem Manne an, daß sie auf mehrere Wochen zu Verwandten reisen würde, und nicht eher wiederkehren, bis die Fabrikersfrau aus dem Hause sei. Barthel hörte diesen Entschluß gern, denn mit ihrer Abreise kam wieder Friede und Ruhe in die Familie, und Luise konnte sorgenlos ihre Zurichtungen zum künftigen Hauswesen treffen. Wie Barthel es gewollt, fanden die zwei Hochzeiten an einem Tage statt, und vereint traten die zwei Paare vor den Altar, um den Segen des Himmels auf ihre Ehe herabzurufen. „Das bin ich dem Peter schuldig,“ sagte Barthel zu denen, die ihn wegen dieser Großmut lobten. „Peters Vater war mein Freund, und auf dem Sterbebette habe ich ihm versprochen, für seinen Sohn ein zweiter Vater zu sein; Annas Vater war mein Freund, der meine alte Mutter bei sich aufgenommen und unterstützt hatte, als ich noch ein armer Fabrikarbeiter war: Ein Schuft aber, wer das Rest vergißt, in dem er Schutz gefunden hat, als er noch keine Flügel hatte; ein schlechter Kerl, wer seine Brüder vergiftet, die mit ihm das Brot der Armut theilen!“

In der Schule des Lebens.

(Mit Bildern.)

In einer breiten, freundlichen Gasse einer großen Industriestadt wohnte der Krämer Barthel mit seiner Frau und seiner einzigen Tochter Luise. Barthel war früher Meister in einer großen Maschinenwerkstätte gewesen; infolge eines Unfalles mußte er den Hammer bei Seite legen, und eröffnete mit Hülfe seines Fabrikherrn einen kleinen Kramladen. Das Glück war ihm hold, und nach einem Jahrzehnt war Barthel ein wohlhabender Mann, der aber das Nest, in dem er aufgewachsen war, niemals vergaß, und in treuer Verbindung mit den Arbeitern blieb. Frau Barthels Herz konnte sich nicht so frei von Hochmut erhalten. Vom Tage an, wo sie das Geld in der Lederkasse klingen hörte, sang sie an schöne Luftschlösser zu bauen, weniger für sich, wie sie sagte, als für ihre Tochter Luise, die, als hübsches Mädchen, noch höher auf der Leiter unserer Gesellschaft steigen sollte. Was Wunder daher, daß im Hause Barthels ein fürchtbares Unwetter sich zusammenzog, als der Eisendreher Peter, Barthels Patentknecht, der früher selten, außer an Weihnachten und Ostern, in der Familie erschien, auf einmal häufiger kam, und dann immer zutraulicher mit Luise wurde, ohne daß dies dem Vater Barthel im geringsten auffiel! Als Frau Barthel dann eines Abends die zwei überraschte, wie sie Hand in Hand beieinander standen, und Luises Kopf an des Jünglings Schulter ruhte, da brach das Gewitter aus. Doch Luise war nicht nur ein hübsches Mädchen, sie besaß auch all' die kleinen Fehler, welche ein einziges verzogenes Kind gewöhnlich an sich hat, und unter diesen war der Starrsinn nicht der kleinste. Ihr Vater hatte das Verhältnis so zu sagen begünstigt: Peter Ringer war ein schöner junger Mann und ein tüchtiger Arbeiter, zwei Eigenschaften, die ihm das Herz der Tochter und das Wohlwollen des Vaters gewonnen hatten.

Frau Barthel hatte für ihre Luise einen ganz andern Bräutigam auserlesen. Es war ein Fabrikchreiber, der sich zuerst den Weg zum Herzen der Mutter gebahnt hatte, um durch sie zur Tochter zu gelangen, denn Luise hatte sich stets fern von ihm gehalten. Daher auch der Aerger der Mutter, als sie ihre Pläne durch Peter durchkreuzt fand, daher auch die Flut von Bormwürfen, womit sie ihre Tochter überschüttete, als sie sich in ihrer Hoffnung getäuscht sah. Sie stemmte beide Häuse in die Seite, stellte sich drohend vor Luise und rief mit zornbebender

Stimme: „Also deswegen thut die Mamsell so spröde? Aber wenn du glaubst, daß dieser Bettelbube dein Bräutigam wird, da bist du gewaltig im Irrtum, dafür habe ich nicht gespart und zusammengescharrt! Dein Vater soll nur Ja und Amen dazu sagen, er versteht das nicht besser, er hat den Arbeiterkittel noch nicht ausgezogen! Aus der Heiratherei aber wird nichts, oder ich will nicht mehr Frau Barthel heißen!“ Ohne eine Antwort zu erwarten, verließ sie die Stube und schlug heftig die Thür hinter sich zu. Herr Barthel stand während dieses Auftritts im Laden; er hörte jedes Wort, lächelte stillvergünstigt in sich hinein, doch in die Stube zu gehen hatte er sich nicht gewagt. Luise atmete tief auf, als ihre Mutter die Stube verlassen hatte; ein Zug bitteren Trostes legte sich um ihren Mund, sie stand auf, stampfte mit dem rechten Fuß heftig auf, und sprach: „Und ich lasse doch nicht von ihm!“ — „So ist brav gedacht“, sprach der Vater Barthel, der eben eintrat; dann näherte er sich seiner Tochter, strich ihr mit der Hand über das leicht gewellte braune Haar und sagte: „Unter dem Arbeiterkittel schlagen die Herzen so warm und so treu als in der Brust der Großen und Reichen; wenn du auch an Peters Seite keine Madame sein wirst, glücklich kannst du mit ihm gemiß sein!“ Luise schlang beide Arme um des Vaters Hals, und nun löste sich der Druck ihres Herzens, und reichlich flossen ihre Thränen.

Während solches in Barthels Stube vor sich ging, saßen in einem kleinen aber reinlichen Dachzimmer desselben Hauses zwei dem gewöhnlichen Arbeiterstande angehörende Frauen, eifrig beschäftigt Garn zu spulen. Es war die Witwe Ludwig mit ihrer Tochter Anna. Anna war eine von Kindheit an unzertrennliche Freundin Luises gewesen und der Lieblich des alten Barthel. Sie war verlobt mit dem Mechaniker Anton, der mit Peter in derselben Fabrik arbeitete. „Die Luise drunten,“ unterbrach sie plötzlich die Stille, „scheint wieder Zank mit ihrer Mutter zu haben. Als ich vorhin die Treppe herauf ging, hörte ich Frau Barthel heftig reden; gewiß ist es wieder des Peter wegen. Die arme Luise thut mir doch leid!“ Frau Ludwig schaute einen Augenblick ihre Tochter teilnehmend an, dann sprach sie: „Traurig genug, daß unter den meisten Menschen das Herz sich nach dem Geldsack richten muß! Es ist halt für die stolze Frau Barthel, die längst vergessen hat, daß sie auch früher Garn spulte, eine harte Nuß, in die sie da beißen soll.“ — „Und Luise hat den Peter gewiß

von
sie ja
Geld
Mutter
tücht
Gute
Ludw
Freu
ist, u
wird
ihr G
wird.
fragt
blick
freue
Luise
Mäd
arbe
keine
Fabr
mit a
wird
Stan
glau
ehrb
reich
die i
nicht
Geld
welch
es er
giebt
wohn
könn
giebt
Neue
zeigt
Arbe
gehö
Da
um
gewo
kämp
Gott
eines
ziehe
feier
sprac
den
Mitt
Hoch
mir,
einqu
Vort
kann

von Herzen gern," versetzte Anna, "sonst könnte sie ja höher hinaus gehen, denn sie hat ja doch Geld und der Fabriksschreiber thut ihr und ihrer Mutter schön genug." — "Peter ist auch ein tüchtiger Mensch, und dein Anton hat viel Gutes von ihm angenommen," versetzte Frau Ludwig. "Mögen die zwei nur immer so gute Freunde bleiben. Wenn er auch arm an Geld ist, um so reicher ist er an Gemüth, und Luise wird durch ihn nicht unglücklich werden, wenn ihr Glück nicht durch andere Dinge gefährdet wird." — "Wie meinst du das, Mutter?" fragte Anna. Frau Ludwig wiegte einen Augenblick den Kopf, dann sagte sie: "Ich will mich ja freuen, wenn die Sache gut ausläuft; doch Luise hat die Erziehung nicht gehabt, welche ein Mädchen befähigt, die Frau eines Fabrikarbeiters zu sein. Ich fürchte, sie macht sich keine Vorstellung von dem Stande einer Fabrikersfrau. In jedem Falle, den Verkehr mit all den Mamsells, wie sie ihn bis jetzt hatte, wird sie aufsteden müssen, denn in jedem Stande giebt es gar viele, ja die meisten, welche glauben sich zu beschämigen, wenn sie einer ehrbaren Frau aus niederm Stande die Hand reichen sollen. Dazu kommt noch, daß Mädchen, die in Geschäften aufgewachsen sind, gewöhnlich nicht wissen, was sparen heißt. Brauchen sie Geld, so gehen sie an die Ladenkasse, in der sie welches finden, aber sie ahnen nicht, wie sauer es erworben werden muß: wer leicht erwirbt, giebt leichtsinnig aus. Solche Mädchen sind gewohnt, ihre Wünsche befriedigt zu sehen, und können sie das später in der Ehe nicht mehr, so giebt es leicht Verdruß, Zant und schließlich Reue. In der Armut, im kummervollen Darben zeigt sich die ganze Größe der Liebe einer Arbeitersfrau. Ja, mein liebes Annschen, es gehört viel dazu, das Leben richtig zu ertragen. Da muß die Liebe in den Kampf ums Dasein, um das tägliche Brot eintreten, und sie muß gewaltige Helden mit sich führen, die ihr Kämpfern helfen müssen, Helden, die da sind: Gottvertrauen, Geduld, Selbstverleugnung. Ob eines Tages Luise so ausgerüstet in ihr Haus ziehen wird, das muß die Zeit lehren." Eine feierliche Stille folgte diesen Worten. Endlich sprach Anna seufzend: "Dann würde ich aber den armen Peter bedauern und mit Luise recht Mitleid haben. Wir müßten an einem Tage Hochzeit haben, sagte gestern Vater Barthel zu mir, und er wolle uns in einem Hause einquartieren!" "Das kann für Luise nur zum Vorteil sein," versetzte Frau Ludwig; "du kannst für sie ein Vorbild werden: wenn all

die Tugenden, die ich in dein Herz ausgesät habe, einstens ausblühen und Früchte tragen werden, dann wirst du eine glückliche Arbeitersfrau werden, und dein Anton wird reicher sein, als wenn ich dir einen Korb voll Thaler mitgegeben hätte. Das Geld kann verloren gehen, mein Kind; es gehört zu jenen Gütern, welche die Motten fressen; aber ein wackeres Frauenherz, eine gottvertrauende Mutter, die wird nie zu Grunde gehen, weil sie ihren Stab und Stütze in sich selbst trägt." — "Ach, Mutter," rief Anna erröthend und umschlang sie mit beiden Armen "höre doch auf, du könntest mich ja stolz machen, als wenn ich wirklich die Beste wäre. Ehrbar, fromm und treu werde ich immer bleiben, und alles andere stelle ich dem lieben Gott anheim." — "Amen, mein Kind!" sprach Frau Ludwig: "Der Herr sei dein Anfang und Ende, so wird es dir niemals schlecht ergehen!"

* * *

Peter und Anton waren am Ziele ihrer Wünsche und Hoffnungen angelangt. Frau Barthel hatte nachgeben müssen, was wollte sie auch gegen den Starrsinn, wie sie es nannte, und den Eigenwillen Luizens, und die Fabrikersseele ihres Mannes thun. Doch in ihrem Hause durfte die Hochzeit nicht gefeiert werden, eher würde sie alles Geschirr auf die Straße werfen, eher würde sie das Haus in Brand stecken. Dann kündigte sie ihrem Manne an, daß sie auf mehrere Wochen zu Verwandten reisen würde, und nicht eher wiederkehren, bis die Fabrikersfrau aus dem Hause sei. Barthel hörte diesen Entschluß gern, denn mit ihrer Abreise kam wieder Friede und Ruhe in die Familie, und Luise konnte sorgenlos ihre Zurichtungen zum künftigen Hauswesen treffen. Wie Barthel es gewollt, fanden die zwei Hochzeiten an einem Tage statt, und vereint traten die zwei Paare vor den Altar, um den Segen des Himmels auf ihre Ehe herabzurufen. "Das bin ich dem Peter schuldig," sagte Barthel zu denen, die ihn wegen dieser Großmut lobten. "Peters Vater war mein Freund, und auf dem Sterbebette habe ich ihm versprochen, für seinen Sohn ein zweiter Vater zu sein; Annas Vater war mein Freund, der meine alte Mutter bei sich aufgenommen und unterstützt hatte, als ich noch ein armer Fabrikarbeiter war: Ein Schuft aber, wer das Nest vergift, in dem er Schutz gefunden hat, als er noch keine Flügel hatte; ein schlechter Kerl, wer seine Brüder vergift, die mit ihm das Brot der Armut theilten!"

Barthel kann heute mit gerechtem Stolz dort auf das Paar blicken, das am Alter kniet und eben mit kräftigem „Ja“ den Bund fürs Leben schließt; er kann mit inniger Befriedigung die jungen Eheleute in das einfache, aber freundliche Häuschen draußen in der Arbeiterstadt einführen. „Oben,“ sagte er zu seiner Tochter, „wirst du mit deinem Peter wohnen,“ und sich an Anna wendend sprach er: „Unten“ wirst du mit Anton haushalten. Möge in eurem ganzen Leben euch nie etwas anderes trennen, als diese dünne Decke; möge auf dieser Stiege, die euch verbindet, stets Treue und Arbeitsliebe die Wache halten. Dann faßte er beide Männer an der Hand und sprach: „Nüchternheit und Eintracht sollen euch diese Thür des Morgens öffnen und des Abends schließen!“ Während sie so standen und dem Vater Barthel ihr dankbares Herz öffneten, wurde beiden Familien noch eine unerwartete Freude zu teil. Zum Lohne treuer Dienste überreichten einige Arbeiter im Auftrage des Fabrikanten, ein ansehnliches Hochzeitsgeschenk; so wurde ihnen und allen gezeigt, daß Treue und Fleiß stets von den Arbeitgebern belohnt werden. Mit erhöhter Freude wurde nun die Doppelhochzeit gefeiert; manch launiger Trinkspruch wechselte da mit ernster Rede, des Händedrückens aber und der Versicherung treuer Kameradschaft war kein Ende.

* * *

Tage und Wochen vergingen: auf das ungestüme Verlangen und Sehnen der Brautzeit, waren die Stunden des glücklichen Besitzes mit den seligen Rosemonaten gefolgt; dann war eine stille, innere Ruhe über die jungen Eheleute gekommen, und die Zeit ernster häuslicher Arbeit, harten Schaffens in der Fabrik trat wieder in

den Vordergrund, gehoben und ermuntert durch die süße Erinnerung und das beruhigende Gefühl der eigenen Häuslichkeit. Anna ging meist stillvergnügt ihrer Arbeit nach, während Luise singend, oder mit Ami, ihrem jungen Hunde, spielend, durch die Zimmer jagte. Während Anna nur der ernstesten Arbeit pflegte, konnte Luise sich stundenlang des Morgens mit eiteln Dingen beschäftigen, so daß oft des Mittags das Essen nicht fertig war, oder das ungelämmte Haar ihr noch wirr um die Schläfe hing. Doch Peter war stets geduldig, wie sollte er auch durch irgend ein Wort das lachende und glückliche Ge-

sicht seiner Frau betrüben! Scherzend stellte er sich dann an den Kochherd zu Luise, ließ sich allerlei Späßhaftes erzählen, oder strich ihr die wirren Haare glatt. „Meine Luise,“ dachte er da bei sich, „kocht ja Besseres und mehr, als Antons Anna, da muß sie doch auch mehr Zeit darauf verwenden!“ Die Küche Luises war allerdings nicht die eines einfachen Arbeiters, und gar bald wäre Luise in Verlegenheit gekommen, wäre nicht des Vaters Kramladen gewesen, und hätte sie nicht, wie früher, auch jetzt noch über seine Kasse verfügen können. Sie, persönlich, betrat

das Vaterhaus nie, dafür aber war der alte Barthel ein häufiger, willkommener Gast draußen in der Arbeiterwohnung.

So war bereits ein Jahr in ungetrübler Zufriedenheit für beide Familien verflossen, nur daß am Ende desselben Luise nicht mehr so oft sang, und der Hund mehr Schläge bekam als früher Liebessungen, Anna aber still und innerlich hochbeglückt sich anschnitt, kleine Hemdchen zuzuschneiden und Windeln zu säumen.

Luise hatte in letzter Zeit ihre Freundin und Hausgenossin Anna immer seltener besucht und war derselben wie scheu ausgewichen.



„dann näherte er sich seiner Tochter, strich ihr mit der Hand über das leicht gewellte Haar“

Dafür war sie aber ganze Nachmittage vom Hause fern. Sie hatte versucht, verschiedene ihrer alten Freundinnen aus dem Bürgerstande aufzusuchen, welche alle aber zum Teil sich verweigerten ließen, zum Teil ihr deutlich zeigten, daß sie mit ihr nicht ferner verkehren wollten, und sie manch' spöttisches Wort hören ließen. Daher kam denn auch ein stiller Gram, ein versteckter Ärger, den sie den armen Peter fühlen ließ, und der die erste Wolke bildete, welche den Himmel dieser Ehe zu verfinstern drohte.

Da eines Nachmittags überraschte sie wieder ihre Freundin Anna. Beim Anblick der kleinen Wäsche schlug sie vergnügt die Hände zusammen und rief: „Ja, was bedeutet denn das? Ach, wie lieblich!“ dann ging sie rasch auf Anna zu und küßte sie in freudiger Umarmung. „Du Glückliche,“ sprach sie seufzend, und eine Thräne glänzte in ihrem Auge, „dir wird bald in diesen Räumen ein neues Leben erblühen, und mit dem einen erwarteten Engel werden hundert fröhliche Engel vom Himmel ihren Einzug bei euch halten! Wie glücklich bist du doch!“

Bei diesen Worten setzte sie sich Anna gegenüber und betrachtete all das kleine Zeug, das ihr diese freudestrahlend vorlegte. „Weißt du, Luise,“ sagte Anna dabei, „dir wünsche ich dasselbe Glück von Herzen. Ein so wonniges, nie geahntes Gefühl erfüllt meine Brust, seitdem ich an dieser kleinen Wäsche arbeite: ich möchte oft aufjauchzen vor Freude und Seligkeit! Gewiß, Luise, Kinder sind Geschenke Gottes, aber was er dem Weibe noch viel Höheres und Größeres mit dieser Gabe verleiht, ist die Mutterliebe, von der ich jetzt schon eine Ahnung habe, die mich jetzt schon mit unsäglicher Wonne erfüllt, und mich so stark macht, daß ich vor nichts glaube zurückzuschrecken, und wäre es auch das Schrecklichste!“ In Luifens Brust regte sich etwas wie Neid bei diesen Worten der Freundin; doch sie unterdrückte dieses bittere Gefühl und sagte: „Wenn dieses Glück auch mir beschert wäre, ich glaube, ich würde dann auch zufriedener werden.“ Überrascht blickte Anna auf, und fragte bestürzt: „Ja, Luise, bist du denn nicht ganz zufrieden? Was fehlt dir denn? Peter ist doch immer noch gut und lieb gegen dich! Aber, Luise ich glaube gar, du weinst? Komm, vertraue mir doch an, was dich quält, vielleicht kann ich dir helfen!“ Luise wehrte kopfschüttelnd ab und sagte: „Du kannst mir nicht helfen, Anna; sieh ich langweile mich schrecklich! Den ganzen Tag bin ich allein, und wenn Peter des Abends heimkommt, so ist das Beisammensein nur kurz,

denn, müde von der Arbeit, geht er früh zur Ruhe. O Anna, ich habe mir doch mehr Vergnügen im Ehestande versprochen!“ Traurig ließ sie bei diesen Worten den Kopf auf die Brust sinken. Ratlos saß Anna eine Weile ihr gegenüber, gedachte der Worte ihrer Mutter, und sah mitleidig auf die Freundin. Endlich sprach sie: „Das ist allerdings ein böses Übel, die Langeweile; doch auch dagegen, liebe Luise, ist ein sicheres Kraut gewachsen, es heißt „die Arbeit, die rastlose Arbeit!“ — „Aber ich habe ja nichts zu arbeiten!“ rief Luise. „Dann komme nur herab zu mir, bei mir ist immer zu thun, jetzt mehr als früher!“ versetzte Anna; „und dann, Luise, in der kleinsten und geringsten Haushaltung findet eine Frau immer zu arbeiten, wenn sie nur allem ordentlich nachgehen will! Und bleibst ihr auch einmal eine freie Stunde, so giebt es der guten Bücher so viele...“ — „Ach, sprich davon nicht!“ rief Luise, „ich habe schon den ganzen Tag, halbe Nächte lang gelesen, und bin doch nicht zufriedener geworden. Die ganze Leihbibliothek kenne ich...“ — „Ja,“ unterbrach sie Anna, „diese Bücher vertreiben die Langeweile nicht, die schlössern das Übel nur auf Augenblicke ein, wie das Opium ja auch den Schmerz stillt, das aber, wenn es häufig genommen wird, den ganzen Körper zerstört. So zerstören auch diese Bücher das Gemüt und das Herz. Sie malen Verhältnisse und ein Leben vor, in das man sich im Geiste versetzt, um nur zu bald wieder in die Wirklichkeit, ins nüchtere Alltagsleben zurückzulehren. All die Romane, welche der Büchermichel dir jede Woche bringt, können dir die Langeweile nicht vertreiben, machen dich dagegen unglücklich und unzufrieden und vergiften dein Herz.“ Luise mußte über den Eifer Annas lächeln, und sagte: „So arg, Anna, ist es nun doch nicht bei mir. Im Gegenteil, sieh, ich finde, daß meine Liebe zu Peter eine ganz andere geworden ist, als sie früher war, viel größer, viel feuriger!“ — „Luise,“ unterbrach sie Anna, „wenn das nur keine Täuschung ist! Ich fürchte, daß das, was du größere Liebe nennst, mit jener eblen, reinen und stillen Liebe, die du als Braut ihm entgegenbrachtest, nichts zu thun hat, sondern die ersten Funken jener sinnlichen Liebe sind, die du aus den Romanen dir aneignest, die zu einem verzehrenden Feuer werden, das dich und dein Glück vernichten kann!“ Luise lachte laut auf, und rief: „Was du nur für gelehrten Gram hast! Beruhige dich, noch bin ich feuerfest! Aber deinen Vorschlag dir zu helfen, will ich annehmen, und will dir für diese Hemdschen Spitzen häßeln und noch einige warme Wämmchen

dazu". — „Dafür werde ich dir auch recht dankbar sein,“ sagte Anna; „Kochen, stricken, flicken und waschen, das alles habe ich gelernt, aber das Häkeln war mir zu fein, und nun sehe ich, daß ich es doch gebrauchen könnte, und ich will es auch noch lernen, da es gewiß auch ein gutes Mittel gegen Langeweile ist.“ Luise drohte ihr mit dem Finger, küßte sie, und entfernte sich beruhigter und zufriedener, als sie es bei ihrem Kommen gewesen war. Fürwahr sie beneidete die einfache Arbeiterfrau um ihr reiches Herz.

Von diesem Tage an verkehrte Luise wieder, wie früher, täglich mit Anna und half ihr, so viel sie konnte, und half sich am meisten dabei, den die Langeweile schien ganz verschwinden zu wollen. Luise's Geist hatte nie gelernt sich zu sammeln, und er war von Kindheit an nur auf äußeres Leben gerichtet. Als einzige, und daher auch verzogene Tochter, hatte sie bis jetzt unbekümmert in die Welt und für die Welt gelebt, auf Entbehrungen oder Entfagungen war sie nicht vorbereitet, und so auch nicht befähigt eine Arbeiterfrau zu sein. „Ja, Luise,“ sprach eines Tages Anna, es ist gar kein so leichtes Ding, die Frau des gewöhnlichen Arbeiters sein zu können. Sieh', eine jede von uns kann schließlich die große, vornehme Dame spielen und mit Schleier und Spitzenhut einhergehen, Theater, Concerte und Bälle besuchen, gut essen und gut trinken; das ist alles keine Kunst. Doch keine von allen diesen hohen Damen wäre imstande, den Beruf auszufüllen, der uns auferlegt ist; und trotzdem schmeckt uns des Abends unser Schüsselchen Kaffee mit Brot besser, als jenen der Champagnerwein und die feine Torte. Die alle leben nur ein müßiges Scheinleben, selbst die Mutterliebe kennen die meisten nicht und überlassen ihre Kinder fremder Erziehung, als wenn sie keine Zeit dazu hätten: schlechte Mütter, leichtsinnige Frauen! Wir aber wissen, was und warum wir am Ende des Jahres gelebt haben!“ Luise fühlte wohl, daß Anna recht habe, doch ihr fehlte das richtige Verständnis dafür, das innere Seelenleben, das entweder mit dem Kinde aufgewachsen sein, oder von furchtbaren Schicksalschlägen geweckt werden muß. Ob Luise auch auf diese Weise zur Erkenntnis gelangen soll?

* * *

Heute war Kindtaufe bei Antons, und der liebe Junge, dem Peter und Luise als Paten standen, sah die ganze Familie, den alten Barthel und die Frau Ludwig, alle in freudiger Stimmung, um seine Wiege vereint. Frau

Barthel war fern geblieben, Frau Barthel wollte mit dem Arbeitervolk nichts mehr zu thun haben. Gegen Abend zog Herr Barthel, zur Feier des Tages, mit Anton und Peter der Elsäßer Weinstube zu, um den jungen Erdbürger bei einigen guten Flaschen Weines hoch leben zu lassen. Doch Geschäfte riefen ihn bald wieder nach Hause; er bezahlte noch eine Flasche extra und verließ seine beiden jungen Freunde. So sitzen nun die zwei allein vor der gefüllten Flasche, Anton in übersprudelnder Heiterkeit, Peter immer stiller und ruhiger werdend. Da rief Anton plötzlich: „Prost, Peter, auf deinen zukünftigen Stammhalter! Aber, wie kommst du mir denn auf einmal vor? Ich glaube gar, du willst heute Abend noch Grillenfänger werden, so ruhig und still bist du geworden?“ Peter leerte sein Glas in einem Zuge, stieß es dann bestig auf den Tisch, und platzte plötzlich mit den Worten heraus: „Es ist halt nicht mehr, wie es war!“ Erschreckt blickte Anton auf den Freund, dann sprach er: „Was ist nicht mehr? . . . Daß wir keine Junggesellen mehr sind! Gott sei Dank, da hast du Recht. Siehst du, Peter, der Junggesellenstand sollte durch die Gesetze verboten werden. Solche Männer sind Schmarotzer in der Gesellschaft; sie mästen sich am allgemeinen Tische, für das Bestehen des Gemeinwesens aber thun sie nichts. Sie gleichen den hochmütigen Pappeln, die draußen an den großen Straßen herumstehen, nicht einmal ordentlichen Schatten, um so weniger Früchte geben, und hochmütig auf den Apfelbaum herabsehen, der nebenan im Felde unter der Last seiner Früchte sich zur Erde beugt. Siehst du, Peter, wenn ich Staat wäre, so würde ich sagen: jeder meiner Arbeiter, hoch wie niedrig, der verheiratet ist, erhält das doppelte eines Junggesellen; und jeder Familienvater, je nach der Anzahl seiner Kinder, das dreifache und das vierfache eines solchen Junggesellen. Da wäre die Frauenfrage bald gelöst, denn für diese armen Dinger sollte der Staat doch auch sorgen müssen. Es gäbe dann weniger Junggesellen, weniger Niedrigkeit und mehr Ehen!“ — „Ach was!“ versetzte Peter mit schwerer Zunge, „was gehen mich dein Staat, deine Frauenfrage oder deine Pappelbäume an! Bei meiner Luise ist es nicht mehr, wie es war! Die hat einen geheimen Kummer, ich glaube, die bereut es schon, mich geheiratet zu haben. O, wenn ich dessen sicher wäre, das gäbe ein Unglück!“ Bei diesen Worten stieß Peter das Glas so heftig auf, daß es in Stücke sprang. Anton legte beruhigend die Hand auf Peters Arm und

sagte: „Um Gottes Willen, Freund, nicht so laut! Sieh, da kommt der Wirt und macht ein böses Gesicht! Was hast du da für Gedanken, wie kommst du auf so etwas?“ Peter war augenblicklich ruhiger geworden. Über sich selbst erschreckt, blickte er scheu in der Wirtsstube umher. Doch niemand kümmerte sich um die Weiden. Hastig trank er ein frisches Glas leer und sagte: „Ei, das thut gut, ich hätte nie geglaubt, daß dem Weine eine solche Kraft innewohnt. Ich lache ja selbst jetzt über meine dummen Worte. Luise ist immer noch meine liebe Frau, nur . . . nur, weißt du, Herzensfreund, manchmal so nachdenkend, so sinnend, ich glaube, ihr fehlt, was euch der Himmel nun geschenkt hat. Wäre es aber etwas anderes,“ rief er plötzlich wieder lauter, „siehst du, Anton, sollte sie es bereuen den Schmierschreiber nicht genommen zu haben, Freund, dann . . . dann gäbe es doch noch ein Unglück.“ Dem Anton schauerte, und er fühlte ein tiefes Mitleid mit dem Freunde. Er beruhigte ihn schließlich ganz, und, alles vergessend, zogen die beiden Freunde Arm in Arm ihrem Heim zu.

Das Mittel, welches Luise gegen ihre Längeweile ergriffen hatte, wollte auf die Dauer nicht mehr wirken, und zu Anna kam sie selten mehr: das Kindergeschrei legte sich zu sehr auf ihre Nerven, wie sie sagte. Mutterliebe! du allein giebst die Kraft und die Gebuld, du allein scheinest den festen Schlaf vom Lager des Weibes, das sich Tag und Nacht dem schwachen Kinde widmet. Und ihr alle, die ihr so oft den Eltern schlecht lohnet, geht hin an die Wiege und lernst die Aufopferung einer Mutter für ihr Kind kennen, und ihr bezeichne dann, warum Gott als erstes Hauptgebot für die Menschen sagte: Du sollst Vater und Mutter ehren!

Der Müßiggang ist aller Laster Anfang. Luise verbrachte nun ihre Nachmittage meistens allein, in den schattigen Lustgärten der Stadt oder auf einsamen Spazierwegen. Sie ging gepuht aus, wie es sich nicht für sie paßte, sie wurde gefallsüchtig, und verwandte den Zuschuß, den sie von ihrem Vater erhielt, zu eitlen Puz und Tand. Anna schmerzte es tief, Luise auf diesem glatten Wege zu sehen, doch wie konnte sie helfen! Worte waren vergeblich. Sie hatte Luise gezeigt, wie sie jeden Sonntag einige Mark erspartes Geld dem Anton gab, der es treulich zur Sparkasse trug, und hatte der Freundin geraten, dasselbe zu thun. Doch Luise hatte nur ein spöttisches Lächeln für sie. Während Anton des Samstags mit seinem Lohne froh nach Hause eilte und ruhig der neuen Woche entgegensehen konnte,

ging Luise mit Peter in ein größeres öffentliches Lokal, um sich dort, wie sie sagte, für die Entbehrungen der Woche zu entschädigen. Für was hatte sie denn auch des Vaters Kasse? Wozu sparen? Und wenn dann des Sonntags Anna dem Rufe der Glocken folgte, in der Kirche dem Worte Gottes lauschte, und aus diesem unerschöpflichen Born neue Kraft und neue Liebe schlürfte, lag Luise noch bis Mittag im Bette, und Peter stand am Kochherd und spielte den Küchenjungen. Kurz, das sorgenlose, leichtsinnige Leben Luise's hatte auch das Gemüt Peter's schon angesteckt, und Beide waren auf dem glatten Weg des Verderbens, als der erste Schlag kam, um sie aus ihrer Sorglosigkeit aufzurütteln.

Der alte Barthel starb plötzlich und unerwartet. Des Abends war er noch bei Luise, und des andern Morgens hatte ein Schlagfluß seinem Leben eine Ende gemacht. Mit aufgelösten Haaren war Luise an das Todesbett ihres Vaters geeilt. Dort vor dem ernststen Mahnen des Todes, hatte Frau Barthel ihrer Tochter zum ersten Male wieder ihre Arme geöffnet, in Gegenwart des toten Vaters konnte Luise zum ersten Male ihren Schmerz an der Mutter Brust ausweinen. Doch diese milde Regung der Mutter verschwand sofort, als gleich darauf Peter, im Arbeitskleide, wie er eben aus der Fabrik herbeieilte, eintrat. Sie hatte für ihn keinen Willkomm, nur Haß sprühte aus ihrem Auge dem jungen Manne entgegen. Doch dieser merkte es kaum, sein Platz war an der Seite Luise's, die er tröstend und beruhigend an sein Herz drückte.

Der alte Barthel war zur letzten Ruhe gebettet worden. Von diesem Tage ab war mit Luise eine merkwürdige Veränderung in ihrem Betragen Anna gegenüber vorgegangen; und Peter kam nur noch unregelmäßig in die Fabrik. Da eines Abends trat er bei Anton ein, und nach einigen gleichgültigen Worten sprach er: „Höre Anton,“ ich werde in der Fabrik kündigen und das Geschäft meines Schwiegervaters übernehmen.“ Überrascht schaute Anton auf; Anna aber sagte, indem sie sich eine heimliche Thräne abwischte: „Ich habe längst schon gemerkt, daß es Luise, hier nicht mehr gefällt, und daß . . . sie sich meiner schämt.“ Peter suchte vergebens nach Worten der Entschuldigung. „Höre, Peter,“ sprach Anton, „es ist wahr, was meine Frau sagt, auch du bist uns in letzter Zeit fremder geworden, nach außen wenigstens, denn ich halte dich für noch immer gut im Herzen. Unsere Wege werden sich nun ganz trennen, denn der Kaufmann Peter Ringer wird leicht die Gesellschaft

eines armen Fabrikarbeiters vermiffen lernen. Du schüttelst den Kopf, du wehrst ab, nun die Zeit wird es lehren. Doch einen Rat möchte ich dir geben: bleibe Arbeiter, Peter. In vier Wochen sollst du Meister werden; ein Geschäft wie das deines Schwiegervaters stellt Anforderungen und verlangt Kenntnisse, denen du nicht gewachsen bist." — „Was das anbelangt," versetzte Peter, „kannst du dich beruhigen, Anton." Hat nicht auch der alte Barthel Geschäfte gemacht? War der gelehrter, als ich? — „Das war bei Barthel etwas ganz anderes," sprach Anton; „Barthel hat ganz klein angefangen, er ist dann mit seinem Geschäfte

gewachsen, er hat sich in seinem Leben eine Geschäftsfertigkeit erworben, die ihn das Ganze überblicken ließ, die aber dir abgeht. Glaube mir, Freund, verkaufe das Geschäft, und lege das Kapital, das ihr erbt, auf gute Zinsen an!" — „Du könntest recht haben," versetzte gedrückt Peter, doch... doch... — „Doch deine Frau will nicht," ergänzte Anton. „Du nicht, ich wußte es ja. Luise war nicht dazu erzogen, das Leben einer Arbeiterfrau zu führen, das Glück das du mit ihr zu erheiraten hofftest, wird sich bei dir, fürchte ich, noch in manche kummervolle Nächte verwandeln. Doch, Peter, wir wollen Freunde bleiben; ich werde dir stets treu zur Seite stehen!"

Als Peter niedergebrückt vor banger Unschlüssigkeit nach Hause kam, stand gerade seine Frau vor dem Spiegel und betrachtete sich in einem neuen Trauerkleide, und dort auf dem Sopha, . . . Peter traute seinen Augen kaum, . . . sah der verhaßte Fabrikfchreiber und bewunderte sie. „Peter," rief ihm Luise in ihrer Verlegenheit entgegen, „sieht mir schwarz nicht reizend? Ich möchte das immer tragen?" Stumm blickte Peter eine Weile die Weiden an, er wollte sich beherrschen, doch seine Erregung

jitterte in seiner Stimme nach, als er kalt antwortete: „Wolle Gott verhüten, daß diese Farbe auf die Dauer die meines Hauses bleibe. Mit dir aber hätte ich etwas Wichtiges zu sprechen, Luise!" Bei diesen Worten ruhte sein Blick so herausfordernd auf dem Schreiber, daß dieser errötete, sich erhob und die Stube verließ. Vor der Thür traf er Frau Barthel, die ihm zurief: „Ja, wollen Sie denn fort und Luise allein lassen?" — „Ich bin da drinnen überflüssig," preßte er mit verhaltenem Zorn hervor; „der Herr Schwiegersohn ist gekommen und hat mir deutlich genug gezeigt, wo die Thür sei!"

— „Was", rief Frau Barthel, „der Bettelbube! und in meinem Hause! Na, er soll noch alles büßen, alles. Aber meine Wohnung oben steht Ihnen zu jeder Stunde offen, kommen Sie, wann Sie wollen, so wie sie es bis jetzt gethan haben!"

Als sich die Thür hinter dem Schreiber geschlossen hatte, stand Peter noch immer auf demselben Platze, und kämpfte gegen seinen Aerger. Luise beobachtete ihn eine Weile im Spiegel, dann drehte sie halb den Kopf nach ihm um und sagte: „Nun?" Peter war dicht vor sie hingetreten, und seine Augen funkelten ber-

art, daß Luise ängstlich einen Schritt zurückwich. „Nun!" rief er; „nun will ich dir sagen, daß ich in der Fabrik noch nicht gekündigt habe, daß ich aber auch nicht kündigen werde, wenn ich nicht auf der Stelle von dir die Gewißheit erhalte, daß dieser Mensch, dieser Schleicher, meine Wohnung nie mehr betreten wird." Luise war auf diese Wendung nicht gefaßt; sie starrte ihn eine Weile sprachlos an, alle Farbe war aus ihrem Gesichte gewichen, endlich preßte sie mühsam hervor: „Was denkst du denn von mir? Eine solche Sprache lasse ich mir in meinem Hause nicht gefallen! Was hast du gegen den Schreiber!" —



Beim Anbl. d. der kleinen Wäsche schlug sie verärgert die Hände zusammen und rief: Ja was bedeutet denn das?

„Ich habe gar nichts gegen ihn,“ versetzte Peter wieder ganz ruhig, „aber ich möchte auch nie etwas mit ihm zu thun bekommen, verstehst du? Ich sehe schon, unser Glück, steht nicht auf festen Füßen. O Luise,“ sprach er wärmer und legte seinen Arm um sie, „komm' wieder in unser Haus, dort will ich alles für dein Glück thun, es soll dir an nichts mangeln, sieh, in 4 Wochen werde ich Meister, o, ich fürchte, ich taue nicht zum Kaufmann! Komm', Luise,“ fuhr er leidenschaftlich fort und zog sie an sich „folge mir wieder in unser stilles Heim, zu unsern besten Freunden!“ Luise hatte sich aus seiner Umarmung losgemacht. Jetzt lachte sie laut auf und rief: „Bist du toll geworden, Peter! jetzt, wo das Glück uns in einen besseren Stand versetzt, soll ich mit dir wieder hinabsteigen in die Arbeiterwohnung! Das hat dir gewiß der Anton und die fromme Frau Anna in den Kopf gesetzt! Was sich für die paßt, Peter, schickt sich nicht mehr für uns, die wir nun reich und besser sind. Zeige mir heute, daß du mich lieb hast, daß du mir heute freiwillig zurückgiebst, was ich einstens aus Liebe zu dir aufgab, ein Leben und einen Stand, für den ich erzogen worden bin. „Komm', Peter,“ sprach sie schmeichelnd und umschlang ihn mit beiden Armen; „das war nur eine Laune von dir. Sieh ich bin und bleibe dein treues Weib, und was den Schreiber anbelangt, den ich niemals habe ausstehen können und den meine Mutter hier hereingebracht hatte, jage oder schlage ihn hinaus, mir kann es gleich sein!“

„O, Luise,“ rief Peter und küßte sie, „dann will ich zufrieden sein; du sollst dein Glück hier finden, und müßte ich es mit meinem eigenen dir erkaufen!“ — „Sieh' doch nicht so schwarz!“ sprach Luise; „hier wird dich die Ruhe erwarten, Freude und Lust sollen in diese Räume einziehen!“ — „Gott gebe es!“ sagte Peter und verließ die Stube. Draußen aber setzte er hinzu, „Freude und Lust werden einziehen, aber der Friede wird dann ausziehen müssen!“

* * *

„Schuster bleib beim Leisten!“ heißt das Sprichwort, das besonders heutzutage jeder Flickschneider, der Kaufmann; jeder Schuster, der Bierwirt; jeder Weinwirt der Hopfen- und Weinbändler werden will, wohl beherzigen sollte; das auch der Fabrikarbeiter Peter hätte beherzigen sollen, ehe er Kaufmann wurde. Sein Schwiegervater hatte ein sehr verzweigtes Geschäft, das aus tausenderlei Kleinigkeiten bestand, und das dem guten Peter gar bald über den Kopf wuchs. Er mußte sich schon nach einigen Monaten,

nachdem er schwere Verluste erlitten, einen Buchhalter nehmen, dessen Thätigkeit er nicht einmal beaufsichtigen konnte, und der die Unkenntnis Peters zu seinem Vorteil ausnützte. Dazu kam das schadenfrohe Gesicht des Fabrikarbeiters, den er täglich an sich vorübergehen sah, und die beständigen Reibereien und Schimpfereien mit der Schwiegermutter. Oft und öfter suchte er da Trost in der Elßässer Weinstube, denn Luise konnte ihm keinen geben, dazu hatte sie keine Zeit; sie war beständig auswärts auf Kaffeetränzchen, oder hatte die Schär ehemaliger Freundinnen bei sich eingeladen. Seitdem sie Frau Kaufmann Ringer war, waren all die lieben Freundinnen, die sie früher nicht anschauten, auch wieder gekommen. Und während unten Kaffeebesuche waren, saßen oben Frau Barthel und der Fabrikarbeiter täglich beisammen und spotteten über den neuen Kaufmann, und schimpften über den Fabrikarbeiter Peter.

„Wie hat er denn das Geschäft übernommen?“ forschte der Schreiber. Frau Barthel sagte: „Das Haus gehört uns noch gemeinschaftlich; das Geschäft habe ich ihm abgetreten für 4000 Mark, die noch darin stehen, für die er mir die Zinsen zahlt!“ — „Aber, Frau Barthel,“ rief der Schreiber, wo hatten Sie denn da ihre Sinne? Das Geschäft ist unter Brüdern 20 000 Mark wert! Nein, da haben Sie ihr Herz für Luise zu warm sprechen lassen!“ — „Lieber Freund,“ sagte Frau Barthel mit leiser Stimme, „ich habe mein Schäfchen ins Trockene gebracht. Beim Tode meines Mannes waren 30 000 Mark in Wertpapieren vorhanden; davon mußte ich dem Fabrikarbeiter wohl 10 000 Mark geben, denn Luise wußte davon. 20 000 aber liegen dort in dem Schreibpulte wohl verwahrt. Mich ärgert nur, daß das schöne Geld eines Tages auch noch in die Hände des Bettelbuben kommen soll!“

Gierig blickte der Schreiber auf den Schreibpult; seine Augen funkelten in boshafter Freude. Er faßte plötzlich beide Hände der Frau Barthel und rief: „Liebe, liebe Frau! Sie wissen, seit Jahren ist Ihnen mein Herz treu ergeben, heute lege ich es Ihnen zu Füßen, werden sie meine Frau, ich will Ihnen eine sorgenfreie, glückliche Zukunft bereiten!“ Frau Barthel erröthete, wie ein junges Mädchen von 17 Jahren. Sie neigte den Kopf an die Brust des Schreibers und kispelte: „Nun ist mein Traum erfüllt! Sie sollen mich und alles, was ich besitze, haben, Ihnen zu Liebe, und denen drunten zum Trost.“

Stürmisch umschlang der Schreiber seine alte Braut, und diese vergaß in diesem Augenblicke alles, was sie ihrem Kinde schuldig war. Endlich

sagte der Schreiber: „Nun muß es zwischen uns und denen unten ins Reine kommen. Das Haus wird veräußert, dein Geld aus dem Geschäft herausgezogen, und dann ziehen wir in ein feineres Stadtviertel, und du sollst der Freuden viele genießen!“ Und zu allem sagte Frau Barthel „Ja“ und „Amen,“ sie war ihrer gesunden Sinne nicht mehr Herrin. O Liebe, wie kannst du zum Guten und zum Bösen führen! Und nun erst, wenn das Feuer in einem alten Hause ausbricht, ja, da ist Löschen vergebens!

Luise war an diesem Tage spät aus dem Kaffeetränzchen nach Hause gekommen. Unter der Ladenthür stand der Buchhalter und neckte sich mit den vorübergehenden Köchinnen, oder reckte sich und drehte den Schnurrbart, wenn eine hübsche Bürgertochter nahte, vor der er tiefe Bücklinge machte und ihr schmachtende Blicke warf. Neun Uhr war bereits vorbei und er wollte sich anschicken das Geschäft zu schließen, als endlich Peter, der den ganzen Nachmittag mit einem Reisenden die verschiedenen Wirtshäuser besucht, Bestellung auf Bestellungen gemacht und sich wieder tüchtig über die Ohren hatte schlagen lassen, mit wankendem Schritte ankam. „Nichts Neues?“ fragte er den Buchhalter. „Wechsel angekündigt in Höhe von 2500 Mark,“ antwortete dieser in trockenem Geschäftston. „Kleinigkeit!“ lachte Peter und ging in die Stube, wo Luise mit vergnügtem Gesichte seiner harrete. „Gut unterhalten, Männchen?“ rief sie ihm zu; „ich auch, denke dir nur, meine Freundinnen sind so glücklich mich wieder zu haben. Dann habe ich mir auch gleich heute ein neues Kleid und einen neuen Hut bestellt, den sie mir aussuchen halfen; du hast doch nichts dagegen?“ — „Nichts dagegen!“ sprach Peter und ging der Schlafstube zu, in der ihn bald ein tiefer Schlaf gefangen nahm. Luise konnte noch nicht schlafen. Sie verschloß die Thüren, zog die Hängelampe herab auf den Tisch, und holte aus ihrer verschlossenen Kommode ein elegant gebundenes Buch heraus, in das sie bald so vertieft war, daß sie vergaß, wie schnell die Stunden vergingen. Es war ein Roman aus dem Leben der Großstadt, den ihr eine Freundin als anregenden Lesestoff geliehen hatte.

* * *

Des andern Tages saß Peter mit schwerem Kopfe beim Kaffee, als ihm der Buchhalter die Postsachen hereinbrachte. Er öffnete gleichgültig einige Geschäftsbriefe, die er dem Buchhalter übergab, dann drehte er einen Stadtbrief mit zierlicher Ueberschrift: „Herrn und Frau Kauf-

mann Ringer“ in der Hand um und um, bis er ihn neugierig erbrach. Beim Lesen aber wechselte er jäh die Farbe; dann stand er auf, lehrte in die Schlafstube zurück, wo Luise noch in tiefem Schlummer lag, und rief sie unsanft aus einem schönen Traume, indem er rief: „Saubere Geschichten das! steh' auf und lies diesen Brief!“ Er warf ihr das Blatt auf das Bett, und verließ Stube und Haus. — Der Leser ahnt schon, was des Briefes Inhalt war. Frau Barthel kündigte darin ihre Verlobung mit dem Schreiber an, und verlangte den Verkauf des Hauses, so wie die 4000 Mark, welche sie noch auf das Geschäft zu bekommen hatte. Ein glühender Haß hatte sich Peters bemächtigt; planlos irrte er eine, zwei Stunden umher, bis er endlich Vergessenheit und Trost im goldnen Wein der bekannten Weinstube sich kaufte.

„Kommst du endlich!“ rief ihm Luise zu, als er gegen Mittag mit gerötetem Gesicht und in fröhlicher Weinlaune die Stube betrat. Luise lag mit verbundenem Kopfe auf dem Sopha und jammerte kläglich: Mich so allein, so ganz allein zu lassen mit einer solchen Nachricht! O, wie mich das schmerzte, Peter! Aber dir scheint es gar nicht nahe zu gehen, du lachst ja noch dazu!“ Peter strich ihr das wirre Haar aus der Stirn und sagte: „Lass die da oben nur Spitzbüberei treiben! Was dir gehört nehmen sie uns nicht; wir arbeiten dann ohne ihr Geld, und werden auf immer den Plagegeist aus dem Hause haben!“ Die Ruhe Peters wirkte wohlthuend auf Luise. „Du hast recht, Peter,“ sprach sie trotzig. Verkauften wir sobald, wie möglich, das Haus, das du natürlich steigern wirst; zahle ihr das Geld aus, und hast du es nicht, so nimm es auf dein Anwesen auf, aber dann so schnell, wie nur möglich, denn ich möchte nicht mehr mit meiner Mutter zusammentreffen.“

Dieselbe Post, welche dem Kaufmann Peter Ringer die schlimme Nachricht brachte, hatte auch einen Brief für den Maschinenmeister Anton, draußen in der Fabrikstadt. Dieser Brief kündigte ihm den Tod einer alten Tante an, und daß er als einziger Erbe eine Summe von 2000 Mark bares Geld beim Notar erheben könne. „Gott habe die gute Frau selig!“ rief Anton; „der Toten aber danke ich herzlich. Und was werden wir nun, liebe Anna, mit dem Gelde anfangen? Wollen wir es zu unserm ersparten legen, oder hättest du einen besonderen Wunsch?“ Anna lächelte glücklich vor sich hin und strich dabei über den Flachsopf ihres Kindes, das eifrig mit dem Briefumschlag spielte und sich anschickte, denselben noch zu

zerfauen. „Ich habe einen Wunsch, Anton,“ sprach sie endlich; „und ich weiß, daß dies auch längst schon deiner war. Wir wollen das Haus, in dem wir seit Jahren so glücklich gelebt haben, zu unserm eigenen machen. Das Geld deiner Tante und unser erspartes reicht hin, die Kaufsumme bar zu zahlen, und es bleibt sogar noch etwas übrig.“ — „Ei, du Herzensweib!“ rief Anton, „wie du nur so alles wissen kannst!“ — „D,“ sprach Anna vergnügt, „den Kaufpreis kenne ich schon lang, und so oft ich dir Geld für die Sparkasse gab, zählte ich wie weit wir noch vom eigenen Heim entfernt seien.“ — „Du liebes, gutes Weib!“ rief Anton, und umschlang Mutter und Kind in einer Umarmung, „ja, das war mein stiller Wunsch, und dir und der guten Tante sei heute mein Dank gebracht, daß er nun endlich in Erfüllung gehen kann!“ — „Und dann,“ fügte Anna etwas beschämt hinzu, „wenn nächstens der Bankdiener Ehrlich, der mehr in die Nähe der Bank wohnen will, auszieht, dann ziehen wir nach Oben, und überlassen die Wohnung unten einer braven, armen Familie unentgeltlich!“ So geschah es auch. Anton wurde Besitzer des Hauses, Ehrlich zog aus, und der Hausherr zog nun mit Frau und Kind nach Oben. Obgleich sie nun besser gestellt waren, blieb Frau Anna ihrem Spargrundsatz treu, und jeden Monat wanderte eine hübsche Summe zur Kasse, ohne daß die Familie im geringsten Not dadurch erlitten hätte.

Peter war auch Besitzer des Hauses seines Schwiegervaters geworden. Um Frau Barthel und die Geschäftsgläubiger befriedigen zu können, setzte er eine Hypothek auf sein Haus und machte so viel Geld flüssig, als er nur konnte. So weit wäre nun alles gut gewesen, und Peter hätte bei treuem Fleiße und richtigem Verständnis sich in einigen Jahren wieder ganz erholen können, doch er fühlte seine Ohnmacht, und dieses Bewußtsein erfüllte ihn mit Kummer und lähmte seine Kräfte.

Da stürzte eines Morgens seine Schwiegermutter kreischend und mit verzerrten Zügen in die Stube, und benahm sich wie irrsinnig. Luise hatte erschreckt Peters Arm gefaßt, und suchte an seiner Seite Schutz gegen das fürchterliche Weib. „Er ist fort, der Lump!“ schrie sie, „auf und davon, mit meinem Gelde, mit allem was ich Wertvolles hatte!“ Starr und sprachlos standen Peter und Luise da. „So starrt mich doch nicht so an,“ schrie sie weiter, „lauf ihm doch nach, holt das Geld zurück, es soll ja Guter sein, ich brauche keines mehr!“ Mit diesen Worten warf sie einen zerknitterten Brief auf den Tisch und

rannte verzweifelt hinaus, Peter nahm das Blatt und las folgendes:

„Liebes Bräutchen, alte Närrin!

„Vor 8 Tagen habe ich von dir Abschied genommen unter dem Vorwande, meine Papiere zur Hochzeit zu holen, in Wahrheit aber um nicht wiederzukehren. Konntest du denn glauben, daß ich an deinem alten Gesichte solch einen Narren gefressen hätte, dich zum Weibe zu nehmen! Ich habe die 34000 Mark, die du mir in deiner blinden Verliebtheit anvertrauetest, mitgenommen, und wünsche dir einen treueren Bräutigam, als ich es war. Suche nicht nach mir, denn wenn du diesen Brief bekommst, bin ich längst in einem andern Erbteil.“

Peter warf das Blatt auf den Tisch und brach plötzlich in lautes Gelächter aus. Doch ernster wurde er, als er Luise schluchzend auf dem Sopha liegen sah. Voll tiefen Mitleids für sie, näherte er sich ihr und sprach: „Weine nicht Luise; es ist Schade um das schöne Geld. . . .“ „D,“ rief Luise, „laß mich mit dem Gelde, das ist das geringste! Aber die Schande, die Schande! D wäre ich noch draußen im Arbeitshause die einfache, ungelante Fabrikiersfrau, aber hier, mitten in der Stadt! was werden meine Freundinnen sagen!“ Und diese Schande sollte noch größer werden. Am Abend dieses Tages brachte man den leblosen Körper der Frau Barthel. Sie wurde aus dem Kanal gezogen; das Gericht war gekommen, konnte aber nicht ermitteln, ob ein Unglücksfall oder Selbstmord vorliege so wurde ihr wenigstens ein ehrenhaftes Begräbniß zuteil. Peter und Luise wußten, was die Ärmste in den Tod getrieben hatte. Sie standen daher auch von einer Anzeige ab, und ließen den Spitzbuben frei laufen. Das war der zweite Schlag der Luise traf.

Durch den Schrecken und die Aufregung wurde Luise ganz unerwartet von einem Mädchen entbunden. Das Kind starb noch an demselben Tage, die Mutter aber fiel in ein hitziges Fieber. Bedenklich schüttelten die Ärzte den Kopf, Tage und Wochen lang schwebte Luise zwischen Leben und Tod, und nur der aufopfernden Pflege der Frau Anna, war es zu danken, daß endlich die Krankheit gehoben wurde, und der erste Hoffnungsstrahl sich blicken ließ. Anton's Anna! Aber wie kommt denn diese zu Luise? In ihren Fieberreden verlangte Luise beständig nach der alten Freundin, und diese war opferfreudig herbeigeeilt, hatte Mann und Kind der Pflege ihrer Mutter überlassen und rettete die Freundin vom nahen Tode.

Peters Zustand in dieser schrecklichen Zeit

läßt sich kaum beschreiben. Die Aufregung mit dem Tode der Schwiegermutter und der Krankheit seiner Frau, erneuerte Verluste im Geschäft, die anbauernenden Veruntreuungen des Buchhalters, denen er endlich zu spät auf die Spur gekommen war, hatten ihn völlig entmutigt, und mehr denn je ergab er sich dem Trunke in dem er Vergessenheit und Trost zu finden hoffte. Das Geschäft vernachlässigte er täglich mehr, und so kam es, daß er am Ende des Jahres die Zinsen der Hypothekengelber nicht zahlen konnte. Das Haus Barthel mußte zusammen brechen, Peter wurde für bankrott erklärt. Ein Glück war es noch, daß Luise von allem keine Ahnung hatte, und daß dieser Zusammenbruch ausgeglichen wurde, noch ehe sie ganz von ihrer Krankheit wieder hergestellt war.

Das war der dritte, der härteste Schlag, der die geprüfte Frau treffen sollte.

Aus dieser letzten Prüfung sollte sie jedoch geläutert hervorgehen.

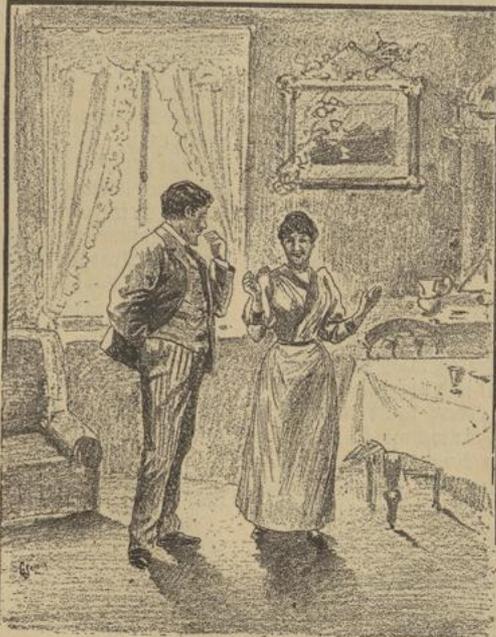
Schwach lehnt sie heute zum ersten Male in der Sophaecke, vor ihr steht Anna und streicht der alten Freundin liebevoll die Haare aus der Stirn. In der andern Hand hält sie das Medizinglas, aus dem sie der Kranken soeben einen Löffel voll eingeschüttet hatte. Luise ergreift plötzlich ihre Hand, blickt sie eine Weile mit ihren großen Augen an, dann spricht sie: „Anna, weißt Du, warum mich Gott eigentlich so hart straft? Was habe ich ihm denn gethan?“

„Alles hat er mir genommen, alles auf eine schreckliche Weise, Vater, Mutter und Kind! Und wie unglücklich sieht mein Peter aus? O wie ganz anders hatte ich mir das Leben in diesem Hause vorgestellt!“ Thränen füllten bei diesen Worten die Augen Annas: einen Augenblick kämpfte sie gegen ihre Rührung, dann sprach sie: „Liebe Luise, was Gott thut, ist

immer wohlgethan! Sieh hier dieses Glas: auf diesen Zettel ließ der Arzt schreiben, daß man den Inhalt tüchtig schütteln müsse, wenn er heilend wirken soll. Gott, der Arzt unserer Seele, wenn er uns retten und von unsern Mängeln heilen will, faßt uns erst schonend an, dann aber schüttelt und rüttelt er uns, bis er uns für geeignet hält, vor ihm als gesund und geheilt zu stehen. Auch mit Dir hat der Herr es gut gemeint, verzage nicht, seine Hand wird Dein Haus wieder aufbauen!“

Luise hatte die Augen geschlossen und schien zu schlummern. Anna setzte sich leise an das

Fenster und blickte lümmervoll auf die Straße. Doch Luise schlummerte nicht: In ihrem Herzen war die Krisis der Seelenkrankheit eingetreten, und sie ließ vor ihrem inneren Auge ihr ganzes Leben vorüberziehen. Ach, wie nichtig und klein kam sie sich da vor gegen jene Frau dort am Fenster, die sie unendlich reicher und glücklicher fand als sie es war. Da lösten sich endlich nach langen Wochen wieder die ersten Thränen von ihren Wimpern und rollten über die bleichen Wangen herab auf die gefalteten Hände. Je mehr die Thränen flossen, um so leichter wurde ihr



„Jetzt laßte sie laut auf und rief: Bist du toll geworden, Peter!“

um's Herz, und je trüber ihr Auge in Thränen schwamm, um so heller wurde es in ihrem Innern. Endlich stieg ein tiefer Seufzer aus ihrer Brust, Anna blickte lauschend nach ihr und hörte, wie sie leise sprach! „Herr, Dein Wille geschehe!“ Dann rief sie Anna zu sich und sagte: „Ist mein Peter da? geh', rufe ihn her zu mir!“ Peter stand nebenan in dem ausgeräumten Laden. Er eilte zu Luise, kniete vor ihr nieder und schlang seinen Arm um sie: „Peter,“ sagte Luise und strich ihm mit der Hand über die blasse Wange; „willst Du mir eine große Bitte erfüllen?“ — Peter neigte sich zu ihr und

sprach: „Wenn ich es noch kann, Luise, will ich Dir alles, alles bewilligen.“ — „So höre, Peter!“ sprach sie weiter. „Ich kann in diesem Hause nicht mehr glücklich werden; o Peter, gib das Geschäft hier auf, geh' wieder in die Fabrik, führe mich wieder hinaus in die stille Wohnung, in der wir am Anfange unserer Ehe so glücklich waren, hinaus zu unseren armen, aber besten Freunden zu Anton und Anna!“ Einen Augenblick starrte Peter verklärt auf seine Frau, dann brückte er sie ungestüm an seine Brust und rief: „O Luise, teure Luise! Gott sei gelobt für diesen Wunsch! Ich kehre wieder zurück mit dir; das Scheinglück soll hier in diesen Räumen bleiben, in unserm alten Heim nur erwartet uns Friede und Ruhe!“ Dann legte er seinen Kopf an die Brust seiner Frau und schluchzte, während Luise stilloergnügt über ihm die Hände faltete. Anna aber hob die thränenfeuchten Augen zum Himmel und betete: „O Gott, wunderbar sind deine Wege, doch alle führen uns, arme Menschen, zu deiner Erkenntnis und zu deinem Lichte!“

* * *

Schluß.

Das war eine große Freude für das ganze Arbeiterviertel, als der Tag kam, an welchem Peter wieder in die Fabrik und in sein altes Heim einziehen sollte. Nicht „oben“ sollte mehr seine Wohnung sein, obgleich Anton mit Gewalt ihn bewegen wollte, die alten Räume wieder für sich zu nehmen. „Ich ziehe unten hinein!“ hatte Peter gesagt, und dabei blieb er. Das Haus war mit Kränzen geziert und ein „Willkommen“ prangte dem Peter und der Luise entgegen, als sie in die neueingerichtete Wohnung einzogen. „O, wie gemüthlich ist es hier!“ rief Luise und warf sich an Annas Brust; „Wie will ich mich bemühen Dir, Gute gleich zu kommen! Ich glaube nun gelernt zu haben, eine Arbeiterfrau zu sein, denn ich habe meinen Gott gefunden, der des Arbeiters Trost und feste Stütze ist!“ — „Und jeder,“ fügte Peter hinzu, „der diesen Gott verläßt, der sich auf der Menschen verführerische Worte stützt, fällt in die Finsternis; Unzufriedenheit wird sein Los sein, Armut und Schande werden ihm zuteil, und seine Familie wird verweht werden wie Spreu im Winde!“

Peter und Luise haben ihr Versprechen gehalten. Peter ist längst Meister geworden; zwei blühende Kinder sitzen an seinem Tische, und Luise darf mit gerechtem Mutterstolze auf sie herabbliden. Frühzeitig hat sie dieselben beten

gelehrt und auf Gott zu vertrauen: denn, Oben oder Unten, vor dem Allmächtigen sind wir alle gleich, und seine Güte allein währet ewig!
J. W.

Luftige Ecke.

Der Husar als Lehrer.

Nach dem siebenjährigen Kriege hat so mancher abgebankte Soldat, um sein Leben kümmerlich zu fristen, aus seinen geringen Schulkennntnissen Kapital geschlagen und eine sogenannte Winkelschule errichtet. Friedrich der Große, der sich sehr um das Volksschulwesen kümmerte, war von solchen Schulen kein Freund und ließ ihnen scharf nachspüren. Der alte Husar war ein tapferer Soldat gewesen und hatte in mancher Schlacht für seinen König das Leben eingesetzt, deswegen wollte Friedrich ihm seine lärgliche Erbkienz nicht verkümmern, schickte aber einen Oberkonsistorialrat ab, der sich überzeugen sollte, wie der Husar Schule halte. Der alte Soldat trieb gerade Geographie, als der Herr Rath eintrat, und auf dessen Verlangen fuhr er also fort: „Achtung, Kinder! Wo wohnt unser gnädiger Herrscher, der König von Preußen?“ Kinder: „In Berlin.“ Husar: „Wo liegt Berlin?“ Kinder: „In Brandenburg.“ Husar: „Wo liegt Brandenburg?“ Kinder: „In Preußen.“ Husar: „Wo liegt Preußen?“ Kinder: „In Deutschland.“ Husar: „Wo liegt Deutschland?“ Kinder: „In Europa.“ Husar: „Wo liegt Europa?“ Kinder: „Auf der Erde.“ Husar: „Wo liegt die Erde?“ Kinder: „In der Welt.“ „Aber, Herr Konsistorialrat,“ sprach nun der Husar lächelnd zu diesem, „Wo liegt die Welt?“ Der geistige Herr kratzte sich verlegen hinter den Ohren und mußte eingestehen, daß er diese Frage nicht beantworten könne. Da drehte sich der alte Soldat zu seinen Schülern um und sprach: „Nun, Kinder, wo liegt die Welt?“ Und einstimmig klang die Antwort: „Die Welt liegt im Argen!“ Der Herr Rat konnte dagegen nichts einwenden, der alte Husar aber blieb Lehrer und hielt die Schule nach wie vor.

Zollfreie Gänse.

Der Wastelmeyer brunten oder droben an der Grenze ist ein großer Liebhaber von gutem Gänsebraten, allein auch ein entschiedener Feind von allen Abgaben und Steuern die der Staat

bei ihm einziehen läßt. Die Weihnachtsfeiertage rückten einmal wieder heran, und unser Wastelmeyer wollte sich durch einen fastigen Gänsebraten sein Leben versüßen. Da er jedoch keine Gänse besaß, die im Dorfe aber ihm nicht fein genug waren, so entschloß er sich zur Feier des Festes einmal wieder von drüben etwas zu genießen, und fuhr zu diesem Zwecke über die Grenze. Da seine Töchter angeblich eine gute Gans von einer schlechten besser zu unterscheiden wußten als er, d. h. nun so lange sie lebten und nicht gebraten waren, so nahm unser Bauer sie beide mit. Der Handel war bald abgeschlossen, und Wastelmeyer futscherte lustig heimwärts mit der festen Absicht, keinen Zoll für die Waare zu bezahlen. Die Gänse wurden unter dem Rückfuge des Wagens verborgen, auf welchen die beiden jungen Mädchen sich setzten. An der Grenze trat der Zollwächter an den Wagen heran und fragte den Wastelmeyer, ob er nichts zu verzollen habe. Berschnitz lächelte der Bauer den Beamten an, wies mit der Peitsche nach hinten und sagte: „Nix, als dahinten die zwei Gänse!“ Der Zollbeamte lachte laut auf und sagte indem er den Töchtern einen verliebten Blick zuwarf: „Fahrt nur zu, solche Gänse sind zollfrei!“ Was Wastelmeyer auch vergnügt that.

Abwechslung muß sein!

Hans: „Du, Vater, was soll ich denn für ein Zeichen nach diesem Satz machen, ein Komma, oder einen Strichpunkt?“

Vater: „Ja, Hans, das kann ma' so schnell net sag'n; gib' mal deine Aufgab' her, hm... hm... I na, mach' halt ein Ausdruckszeichen, das hast du auf der ganz'n Seit'n noch nicht g'habt.“

Ein bemoostes Haupt.

Lehrerin: „... Moos ist auch ein Zeichen des Alters. Man findet es auf alten Bäumen und Dächern. Ja, sogar alte Karpfen tragen Moos auf dem Haupte. Wie würdest du nun, Pauline, sinnbildlich einen alten Mann nennen, dessen weißes Haar gleich Moos sein Haupt bedeckt? — Pauline! „Einen alten Karpfen.“

Alle zufrieden gestellt.

Auf der Treppenstufe einer Kirche sitzt eine arme Frau und weint. Da kommt ein Mann auf sie zu und fragt sie was ihr fehle. „Ach mein lieber Herr,“ ruft sie, „ich bin so unglücklich! Ich möchte gern mein kleines Kind taufen lassen, doch der Kirchenbiener verlangt fünf Mark, und ich habe keine fünf Pfennige“ — „Wenn es weiter

nichts ist,“ sagte der fremde Mann, „da will ich Euch gleich helfen. Da habt Ihr einen Zwanzig-Mark-Schein, geht hinein, bezahlt den Kirchenbiener, laßt das Kind taufen und bringt mir fünfzehn Mark wieder!“ Die Frau ging voller Freude in die Kirche, indes der Fremde auf ihre Rückkehr wartete. Endlich kam sie wieder, gab ihm die fünfzehn Mark, und dankte noch einmal aus vollem Herzen für die Wohlthat. Doch der Mann wehrte mit der Hand ab und sagte: „Gutes Frauchen, Ihr braucht mir nicht so sehr zu danken, denn jetzt ist uns allen drei geholfen: der Kirchenbiener hat sein Geld, Euer Kind ist getauft und ich... nun ich bin einen falschen Zwanzig-Mark-Schein losgeworden!“

Der gute Nat.

Die Frau des Hammerschmied's ist von ihrem Manne so erzürnt worden, daß sie zum Haus hinauspringt und sich in den vorbeifließenden Fluß stürzt, aber an einer Stelle, wo fast kein Wasser war. Dies bemerkt der Hammerschmied, reißt schnell das Fenster auf und ruft ihr zu: „Aber Engele, Engele, so hilst's nix! Wenn d'ersaufen willst, no muast weiter neispringe!“

Natürlich.

Offizier: „Also, wie nennt man den Kommandeur einer Brigade?“ — Rekrut: „Brigadier.“ — Offizier: „Und den Kommandeur einer Division?“ — Rekrut: „Divisionär“ — Offizier: „Schön, mein Sohn! Und den Offizier, der keine Schwadron befehligt?“ — Rekrut: „Einen Schwadronneur!“

Heiratslustig.

Des Herrn Geheimraths Köchin, Therese, liest eifrig die Annoncen in der Zeitung, die ihr Herr täglich bekommt. Da fiel ihr besonders ein Heiratsgesuch auf, das sie ganz für sich passend fand. Sofort setzt sie sich an den Küchentisch und schreibt: „Herr Rebauteur!“

In Ihre letzte Zeitung sehe ich wo ein junger Mann eine bessere Hälfte in Gestalt von ein braves anspruchloses deutsches Mädchen sucht! Ich diene bei guten feinen Leuten und habe noch für 900 Mark Erde am Rhein und von meine Photogravie werden Sie sehen, daß ich von gute Erziehung bin. Ich thäte nichts drum geben ein sauberes Mannsbild, was auch ein bißchen Sach hat, zu nehmen und kann ich auch gut kochen und Vieh füttern und Alles, was im Ehestand vorkommt. Adressiere: Therese bei Geheimrats.

Die hauptsächlichsten Weltbegebenheiten im verflossenen Jahre.

(Von September 1895 bis August 1896).

Wir können auch unsere diesjährige Betrachtung einleiten mit dem Ausdruck der Freude und Genugthuung, daß wir wieder auf ein Jahr ungetrübten Friedens zurückblicken dürfen. Ja, noch mehr! Wir begehen in diesem Jahre das Jubiläum einer fünfundsanzwanzigjährigen Friedenszeit, einer Zeit in welcher Europa sich einer unge störten wirtschaftlichen Entwicklung erfreuen durfte. Möge die Vorsehung es zulassen, daß auch während des kommenden Vierteljahrhundert das Schreckgespenst eines unheilvollen Krieges unseren heimatlichen Fluren ferne bleibe.

Das durch seine Großartigkeit, durch seinen beifspiellofen Aufwand an Glanz und Pracht am meisten hervortretende Ereignis im Jahre, spielte sich in der alten Krönungsstadt Moskau ab, wo am 26. Mai Zar Nicolaus sich und seiner Gemahlin Alexandra die Kaiserkrone aufs Haupt setzte. Alle Großmächte Europas, die Fürsten und Völkerschaften Asiens hatten ihre Abgesandten nach Moskau entsandt, um den Krönungsfeierlichkeiten beizuwohnen und dem Herrscher aller Rußen zu huldigen. Für das nach Freiheit lechzende russische Volk brachte das Krönungsfest indessen bittere Enttäuschung, an Stelle der Erfüllung erträumter Hoffnungen. Man hatte erwartet mit der Krönung des jungen Zaren, werde dem Reiche auch ein kleiner Teil der so lange ersehnten politischen und religiösen Freiheiten zu teil werden. Das Krönungsmanifest brachte indessen nur einige Steuererleichterungen und Erlaß von Gefängnisstrafen. Das absolutistische Regiment des Zaren wird also in Rußland auch in Zukunft fortbauern.

Durch ein entsetzliches Unglück fanden die Festlichkeiten in Moskau ihren Abschluß. Am 30. Mai wurden auf dem Chodynafeld bei der Verteilung der Krönungsandenken an das Volk, dessen Menge auf über 200 000 Personen geschätzt wird, fast 1400 Männer, Frauen und Kinder erdrückt und zertreten, und fanden auf diese Weise einen schrecklichen, grauenhaften Tod. Ein trauriges Ende der mit seltenem Pompe in Scene gesetzten Festlichkeiten.

Die Eroberungspolitik Italiens in Abessinien hat mit einem schmählischen Fiasko geendet.

König Melenit brachte dem General Baratieri bei Abua eine entschiedene Niederlage bei. Die Schlacht kostete den Italienern gegen 5000 Tote und eine große Zahl von Gefangenen, welche heute noch nicht in ihr Vaterland zurückgekehrt sind, vielmehr in harter Gefangenschaft ihrer Befreiung harren. Der allgemein als der Urheber der Niederlage angesehenen, mächtigen Ministerpräsident Crispi verschwand bei dieser unheilvollen Katastrophe von der politischen Bildfläche. Baratieri wurde von der Anklage des Verrats an seinem Vaterlande zwar freigesprochen, aber für unfähig erklärt sein Amt weiter zu bekleiden. Ob Italien jetzt von seiner Großmachtsucht befehrt ist? Die gegenwärtige Regierung hat den besten Willen mit König Melenit einen dauernden Frieden zu schließen. Ob dieser zu Stande kommt, muß der Zukunft überlassen bleiben. — Freudig wird auf der ganzen apenninischen Halbinsel die Verlobung des Prinzen von Neapel, so heißt der Thronerbe in Italien, mit der Prinzessin Helene von Montenegro begrüßt. Die Vermählung des Paares soll bereits im Monat November und zwar in Rom stattfinden.

Ähnlich wie es in diesem Jahre Italien in Abessinien erging, ergeht es Spanien auf Kuba. Die Eingeborenen Kuba's, von den spanischen Zivilbeamten und Militärpersonen in der schamlosesten Weise ausgebeutet und unterdrückt, haben sich erhoben. Auf der ganzen Insel herrscht seit Monaten Aufruhr. Allerdings befinden sich die Aufständischen den regulären spanischen Truppen gegenüber in der Minderheit. Sie vermeiden es deshalb ihnen auf offenem Felde entgegenzutreten. Dagegen bringen sie den Spaniern aus dem Hinterhalte, und in kleinen Gefechten große Verluste bei. Von den Vereinigten Staaten erhalten die Insurgenten Unterstützung, welche ihnen allerdings ebenfalls nur aus eigennützigen Gründen zu theil wird. Ob es dem General Weyler, der Martinez Campo's vor einiger Zeit ersetzte, durch noch so drastische Mittel gelingen wird, den Aufstand niederzuschlagen? Bis zu diesem Zeitpunkte

wird wohl der Ruin der Insel besiegelt sein. Unterdessen gährt es auch auf den Spanien gehörenden Philippinen-Inseln, wo jeden Augenblick der Aufstand von Neuem auszubrechen droht. Auch in Spanien selbst sind die Unzufriedenen Legion und fast jeder Monat brachte uns Nachrichten über Ruhestörungen in den verschiedensten Teilen und Städten des Landes.

England blieb auch in diesem Jahre seiner Rolle eines politischen Krämers getreu. Sein Einfluß in den verschiedenen Colonien ist indessen in entschiedenem Abnehmen begriffen. In Südafrika hat es seine größte Niederlage zu verzeichnen. Gelüstigt die kleine, aber höchst einträgliche Buren Republik in seine Tasche zu stecken, klopfen die Buren ordentlich auf die langen Finger John Bulls. Dr. Jameson, einer der Beamten der Chartered-Gesellschaft, fiel nämlich eines Tages mit 800 Mann in die Republik ein und machte den Versuch die Hauptstadt zu erobern. Präsident Krüger brachte dem Freibeuter aber eine blutige Niederlage bei und nahm die Hauptansführer gefangen. Diese wurden verurteilt, doch — leider — größtenteils durch die Großmuth des Präsidenten begnadigt. Auch nach Venezuela streckt John Bull seine Hand aus. Diese Frage harret aber noch ihrer Lösung. Vielleicht können wir im nächsten Jahre darüber berichten.

Frankreich hatte auch in dem abgelaufenen Jahre seine auf der Tagesordnung stehenden Ministerkrisen. Es fiel das Ministerium Ribot, um dem Ministerium Bourgeois Platz zu machen, dieses mußte dann wieder dem Ministerium Méline weichen. Die Expedition, welche Frankreich gegen die Hovas auf Madagaskar unternahm, hat dem Lande große Kosten an Geld und Blut gekostet. Es gelang indessen durch enorme Anstrengungen sich zu behaupten und durch Annexion Madagaskars Frankreichs Colonialbesitz zu vergrößern. Gegenwärtig rüstet sich namentlich die Hauptstadt des Landes zum würdigen Empfang des russischen Selbstherrschers. Die Vorbereitungen zu der für das Jahr 1900 geplanten großen Weltausstellung in Paris haben begonnen.

Die Türkei weiß vor lauter inneren und äußeren Wirren weder ein noch aus. Kaum glaubte man, daß der Aufstand auf Kreta durch die Intervention der Mächte niedergeschlagen sei, so brach in Konstantinopel ein durch die ge-

peinigten Armenier angestifteter Aufruhr los, der Tausenden von Menschen das Leben kostete. Ob wir wohl am Anfang vom Ende der türkischen Herrlichkeit stehen?

In Norwegen herrscht eitel Freude. Und sie haben gerechte Ursache dazu, die mutigen Bewohner des hohen Nordens. Frijsjof Nansen, der kühne Nordpolfahrer, ist glücklich, gesund und mit großer wissenschaftlicher Ausbeute in sein Vaterland zurückgekehrt. Drei volle Jahre war er abwesend, drei Jahre hatte die Welt keine Nachricht über sein Schicksal! Wenn es dem Mutigen auch nicht gelang auf seinem „Fram“ das sich gesteckte Ziel, den Nordpol selbst, zu erreichen, so drang er doch ein beträchtliches Stück weiter als alle früheren Forscher in bis jetzt unbekannte Regionen vor; er erreichte den 86 Grad nördlicher Breite etwa 400 Kilometer vom Nordpol entfernt.

Dem Fürsten Ferdinand von Bulgarien ist es gelungen durch eine Ausöhnung mit Rußland die Anerkennung der übrigen Mächte zu erhalten. Daß der Fürst sich der Bedingung, welche Rußland stellte — Uebertritt des Prinzen Boris zur russischen Kirche — unterworfen, gab zu manchen abfälligen Erörterungen Veranlassung.

In Persien fiel am 2. Mai Schah Nassr-Eddin der Kugel eines fanatischen Sektirers zum Opfer. Am 6. Mai sollte das 50 jährige Regierungsjubiläum des Ermordeten gefeiert werden. Sein Nachfolger wurde Musaffer Eddin Mirza, der am 25. März 1853 geboren, es verstanden hat, die in Folge des Attentats in verschiedenen Teilen des Reichs entstandenen Unruhen, in verhältnismäßig kurzer Zeit zu unterdrücken.

Oesterreich hatte im Laufe des letzten Jahres den Verlust mehrerer hervorragender Mitglieder seines Kaiserhauses zu beklagen. Im September 1895 starb im jugendlichen Alter Erzherzog Ladislaus, der Sohn des Erzherzogs Joseph; am 27. Februar 1896 Erzherzog Albrecht-Salvator, Sohn des Erzherzogs Karl-Salvator, schließlich am 19. Mai der allgemein beliebte Bruder des Kaisers Franz Joseph: Karl Ludwig.

In Ungarn ward in feierlichster Weise die tausendjährige Selbstständigkeit des Landes, die Millenniumsfeier begangen. Mit derselben war

eine großartige Ausstellung, die Millenniumsausstellung genannt, verbunden. Eine ungeheuere Menschenmenge nahm an den Festlichkeiten teil, welche der König, die Königin und viele andere Fürstlichkeiten mit ihrer Anwesenheit beehrten. — Die Stadt Brüx im Böhmerlande, in welcher im vergangenen Jahre schon Erdstößen großen Schaden angerichtet hatten, wurde auch in diesem Jahre von einer solchen heimgesucht. Glücklicher Weise brauchen wir über Verluste von Menschenleben nichts zu berichten.

Auch auf der Insel Zansibar fand in Folge des plötzlichen Todes des Sultans ein Thronwechsel statt. Said Kalid, der Ankel des Verstorbenen, nahm sofort Besitz vom Palaste. In Said Kalid vermutet man den Mörder, oder wenigstens den Urheber des an dem Neffen verübten Mordes. Es steht fest, daß derselbe einem Gifte erlegen ist. Die Engländer, welche nach dem Besitze der Insel lüstern sind, vertrieben indessen den Usurpator und ernannten Said Hamoud zum Sultan von Zansibar. Wie sich die Geschehnisse der Insel in Zukunft gestalten werden, bleibt abzuwarten.

Deutschland feierte in diesem Jahre die 25. Gedenkfeier des Krieges von 1870/71. An gesetzgeberischen Aufgaben erlebte die Volksvertretung eine Anzahl wichtiger Gesetzvorlagen. So das Börsengesetz, welches bestimmt ist die Auswüchse des Börsenwesens zu beschneiden, das Publikum vor Täuschung, Uebervorteilung und Beschwindelung zu bewahren und besonders dem Terminhandel mit Getreide ein Ende zu setzen. Dann das Zuckersteuergesetz, das im Wesentlichen darauf hinausgeht der nothleidenden Landwirtschaft zum Vortheile zu gereichen. Ferner nahm der Reichstag das Margarinegesetz an, das aber durch den Druck der Agrarier vom Bundesrat verworfen wurde. Die wichtigste Vorlage, welche das deutsche Parlament beschäftigte, war der Entwurf eines Bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich. Auch diese Vorlage, welche dem Lande ein einheitliches Civilrecht geben sollte, wurde Gesetz und bildete den Abschluß einer verhältnismäßig recht fruchtbaren parlamentarischen Session.

Auch auf wirtschaftlichem Gebiete hat Deutschland in diesem Jahre Ursache auf erfreuliche Erfolge zurückblicken zu dürfen. In der Reichshauptstadt wurde am 1. Mai die Gewerbeausstellung eröffnet. Die Bedeutung derselben geht weit über den lokalen Charakter, der ihr von Beginn an beigelegt war, hinaus; vielfach

ist man geneigt sie mit einer Weltausstellung zu vergleichen, wenn auch dieser Vergleich nur in Bezug auf Größe und Ausdehnung zulässig ist. Man ist berechtigt an die Berliner-Gewerbeausstellung besondere Hoffnungen in Bezug auf die weiter ersprießliche Entwicklung des deutschen Gewerbesleißes zu knüpfen. Als nicht minder gelungen darf man die bayrische Landesausstellung in Nürnberg bezeichnen. Dieselbe wurde am 14. Mai von Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen Ludwig von Bayern eröffnet, und giebt ein überraschend schönes Bild der umfangreichen, gewerblichen und industriellen Thätigkeit des Königreiches Bayern. Hervorragendes Interesse bietet ferner die in Stuttgart stattfindende Ausstellung für Elektrotechnik und Kunstgewerbe.

An größeren Unglücksfällen hat es im Laufe des Jahres leider auch nicht gefehlt. Die hauptsächlichsten seien zum Schluß unserer Betrachtung noch kurz aufgezählt: Am 23. Juli ging das deutsche Kanonenboot „Itis“ an der Spitze der Insel Hai-a-Waih mit Mann und Maus unter. Nur einigen Wenigen der Besatzung gelang es sich zu retten. Grund zur Katastrophe war ein starker Sturm, der das Schiff auf gefährliche Riffe schleuderte. Am 8. März fanden in babilischen Oberlande große Ueberschwemmungen statt. In Freiburg wurde die Schwabenthorbrücke mit fortgerissen. Bei den Rettungsarbeiten fand ein höherer badischer Beamter in den Fluten seinen Tod. Im Monat Juni ging in der Nähe der französischen Insel Molène der englische Dampfer Drumond Castle unter. Von der ganzen Besatzung wurden nur 3 Personen gerettet. Auch in unserm engeren Vaterlande ereignete sich ein bebauerndes Unglück. In Metz fand in dem bei Devant-les-Ponts liegenden Zeughausa eine schreckliche Explosion statt, welcher 7 Personen zum Opfer fielen, abgesehen von vielen mehr oder minder schweren Verletzungen und anderen Verheerungen.

Möge uns im kommenden Jahre, mit diesem Wunsche wollen wir schließen, der Frieden erhalten bleiben, mögen wir verschont bleiben von Unglück und Noth!

Auflösung der Nüsselnüsse.

I. Sanduhr. — II. Schimmel. — III. Vaterhaus. IV. Bart — V. Rettig. — VI. Neujahrstag.